UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Goethe

von G. M. Kraus gezeichnet zu Weimar 1776.

Aus G. Witkowski, Goethe.

Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

LG
G599Be

Mit Goethe durch die Schweiz

Ein Wanderbuch

Mit Handzeichnungen Goethes und noch nicht veröffentlichten Aquarellen und Kupferstichen aus der Kunstsammlung des Museums in Basel

Herausgegeben
und eingeleitet von
Eugenie Benisch-Darlang

133421
14/7/14

1913
Wien • Gerlach und Wiedling, Buch- und Kunstverlag

Druck: Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Motto:

„Mir iſt's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz iſt; nun geh' mir's, wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort."

Goethe an Frau Laroche.
27. Juli 1775.

Einleitung.

Im vergangenen Sommer ſtieg ich von Göſchenen aus über die Teufelsbrücke den Gotthard hinan. Da dachte ich an Goethe. Noch immer zieht er über den Gotthard, noch immer ſehen wir ihn im fliegenden Mantel bergan klimmen und wie im Nebel mählich verſchwinden. Etwas Inniges aus unſerer Seele geht ihm nach. Ein Hauch bleibt auf allem, wo ein ſolcher Menſch ſeinen Weg unterbrach. Er gibt Bergen, Wolken, Wäldern und Fernſichten, dem Ton der Glocken, den Häuſern Farbe und Laut. Stets wie unter einer Erinnerung ſchaut und erlebt man, wenn wir dahin kommen. In der Ferne ſehen wir immer noch Goethe gehen und überall erwartet man Begegniſſe. Es handelt ſich um geiſtige Wirklichkeiten, aber wir treffen doch nur den Goethe, den wir ſelber im Herzen mitbringen. So werden Landſchaften und Städte heilig geſprochen, die ſich mit großen Menſchen verbunden haben und die von da ab goldene Brücken ſpannen über Tod und Vergehen. Es ſind Brücken der Sehnſucht..... Dreimal war er da oben auf der Paßhöhe in der wilden Einſamkeit der düſteren Berge, die ſich ringsum türmen, in der gänzlichen Verlaſſenheit, der randloſen Stille, die nur das Toſen der ſtürzenden Waſſer unterbricht. Schnee und Sturmwind und finſtere, ſchwere Wolken haben da ihre Heimat, in dieſer öden Traurigkeit. Als Goethes Naturgefühl das erſtemal dieſe troſtloſe Einſamkeit angſtvoll erlebte, war ſeine Seele voll Grauen. „Öde wie im Tal des Todes — mit Gebeinen beſät .... Das mag das Drachental genannt werden", erzählt er davon. Eine unnennbare und drängende Sehnſucht zurückzukehren erfaßt ihn, alles was menſchlich, ſchön und warm iſt, ruft ihn und er enteilt den Schauern dieſer Todeseinſamkeit, wo die Wege ſich an Felſenwände drücken. Es iſt wie eine Flucht zum Leben zurück, wie eine Flucht aus einer Natur, die er noch nicht faſſen kann. Und damals lockte das Leben gar innig mit den Roſen der Liebe — er war mit Lili Schönemann verlobt.

Dreimal, ſogar viermal bereiſte Goethe die Schweiz, wenn man die wenigen Tage dazurechnet, an welchen er bei ſeiner Rückkehr aus Italien da weilte. 1775 mit den Grafen Stollberg und Haugwitz, 1779 mit Herzog Karl Auguſt von Weimar und dem Kammerherrn von Wedel und im Frühling 1788 bei der Heimkehr nach Deutſchland. Im Jahre 1797 kam er das letztemal in die Bergeinſamkeit der Schweizer Alpen. Und die Lieblichkeit der Natur, die Größe und Erhabenheit der Szenerien übten noch immer einen großen Zauber auf den faſt Fünfzigjährigen. Erſt auf dieſer Reiſe, der letzten, nahm er die Schweiz auch „gewiſſermaßen naturwiſſenſchaftlich"

in Beſchlag. Nicht mehr der reine Naturgenuß und tiefe Landſchaftserlebniſſe allein durchdrangen ihn. Er fing nicht mehr das Geſehene nur durch das Gefühl ein, das naturkundliche Intereſſe drängte ihn. Die Löſung wiſſenſchaftlicher Probleme beſchäftigt ſeinen Sinn ununterbrochen, ſo daß ſcharfes Sehen und Einordnen am Ende über die äſthetiſchen Eindrücke ſiegen und dieſelben gewiß auch abſchwächen. In ſeinem Alter betrachtete er deshalb die erſten Schweizer Reiſen faſt als verlorene Stunden, ſo groß waren der Wiſſensdrang und die Macht zum kritiſchen Sehen, die ihn in ſpäteren Jahren erfüllten . . . . .

Der 12. Mai des Jahres 1775 führte die Dichter des Hainbundes, die Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen von Stollberg, auf einer Reiſe in die Schweiz nach Frankfurt. Sie trafen da mit Graf Kurt von Haugwitz zuſammen und befreundeten ſich auch bald mit Goethe, dem ſie enthuſiaſtiſch anhingen. Graf Chriſtian ſchrieb über ihn an Voß: „Er iſt ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung ſtrömt aus jedem Wort, aus jeder Miene. Er iſt bis zum Ungeſtüm lebhaft, aber auch aus dem Ungeſtüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor.“ Raſch ſtanden ſie in innigem Verkehr mit dem Hauſe Goethe und verbrachten da manche tolle, heitere Stunde. Die Brüder Stollberg waren in ihrer Sturm- und Drangzeit und voll jugendlichen Übermutes. Ihre Äußerungen von Tyrannenhaß und revolutionärem Ungeſtüm ſetzten Frau Aja, wie ſie Goethes Mutter nannten, gar ſehr in Erſtaunen. So reden hörte ſie zum erſten Male.

Da ſprachen ſie auch von der Reiſe nach der Schweiz. Sie wollten den neuen Freund gerne mithaben. Mit Sorge ſah die Mutter dieſe Pläne reifen. Der kraftgeniale Zug der ganzen Geſellſchaft gefiel ihr nicht. Aber daß auch ein ſtiller und vornehmer Menſch wie Graf Haugwitz (der ja noch jünger war als ihr Sohn) mittat, das beruhigte ſie. Auch der Vater ſtimmte zu. Er hoffte in tiefſter Seele, auf dieſem Weg ſeinen Sohn nach Italien zu bringen. Ein Aufenthalt in dieſem Lande ſchien ihm für deſſen ſeeliſche Entwickelung bedeutſam.

Und der Dichter ſelbſt ergriff dieſe Aufforderung raſch und willig, denn die Feſſel der Verlobung mit Lili drückte ihn gar arg und er wollte verſuchen, ob er ſeine Braut entbehren könnte. „Ich muß fort, in die freie Welt“ hatte er ſchon vorher an Herder geſchrieben. So verließen die Freunde am 15. Mai 1775 Frankfurt. In Wertherkleidern . . . . .

Die Mitteilungen über dieſe Reiſe ſind erſt ſpäter geſchrieben. Wir kennen nur als Anhaltspunkte die Niederſchrift der Lieder aus dieſer Zeit und Tagebuchaufzeichnungen*, worin oft in wenigen flatternden Worten Stimmungen und Eindrücke von Geſehenem feſtgehalten ſind. Hingeſetzt in der Sprache der Eile.

Dieſe wenigen Notizen ſind aber von hoher Bedeutung für die Erkenntnis ſeines Sehens und ſeiner Erlebnisverarbeitung. Die ausführliche Erzählung in Dichtung und Wahrheit, die aus dieſen Tagebuchblättern hervorging und auf ihnen ruht, iſt

* Goethes Tagebuch, Weimarer Ausgabe.

die Erinnerung an diese Reise. Sie hat allerdings einige fehlerhafte Angaben, sowohl im Datum, als auch in der Fixierung des Zusammentreffens mit seinen Reisegenossen.

Was als „Briefe aus der Schweiz" (Erste Abteilung) vor uns liegt, ist mehr ein Spiegel von Goethes damaliger Stimmung als wirkliche Reiseerzählungen. Er empfand in dieser Zeit den Druck der Gesellschaftspflichten wie eine schwere Last und war oft gereizt und unzufrieden; es riß ihn sein Temperament nach allen Seiten. In ihm war eine Abwehr gegen seine zukünftigen Pflichten, ein Wegdrängen von dem Leben in der Heimat. Er beneidet die Handwerker um die Beschränkung ihres Lebens und um die engen Grenzen ihrer Tätigkeit, die sie wohl mit Liebe, aber ohne Hast, ohne allzuviel Denkens ausüben. Eine unklare Sehnsucht nach der Natur lebt in seiner Seele, aus ihr entstehen manche Reflexionen, die er niederschreibt. Seine Liebe zu ihr ging den Weg durch die Kunstwerke, die er sah. Der Zusammenhang von Kunst und Natur beschäftigt ihn viel, Aussprüche darüber kreisen in seinem Sinn. Und doch werden alle Eindrücke, alle Stimmungen unterbrochen durch die immer wiederkehrende Erinnerung an Lili. In der Liebe zu ihr hat alles sein Ziel, er schreibt Verse für sie nieder, wo er auch ist. Denken und Fühlen sind ein ewiges Schwanken zwischen schönen, mannigfachen Naturerlebnissen, bunten Reisebildern und der Sehnsucht nach der Geliebten. Seine Seele ist wie eine Magnetnadel, die nicht zur Ruhe kommt. Auf das dichterische Schaffen Goethes wirkte diese Reise eigentlich wenig, außer einigen Liedern und Gedichten ist nichts da, was darauf hinweist. Doch finden sich manche Spuren von nachhaltigen Anregungen, die geblieben sind. „Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Zirkulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen", sagt er selbst. Aus dieser Zeit stammt wohl die erste Neigung zum Zeichnen nach dem Nackten und zu Studien über Anatomie. Er will den Gliederbau des menschlichen Körpers näher kennen lernen, um dadurch Eindrücke, die ihm vom Leben oder von Bildern kommen, besser aufnehmen zu können.

Bei Goethe sind in der Zeit der ersten Reise die Liebe zur Natur und das Aufquellen der Empfindungen durch ihren Anblick randlos, unendlich, noch nicht bestimmt, unbeschreibbar. Manchmal verwirrt sie ihn, macht ihn erschauern durch die Größe der Szenerie und durch die unendliche Einsamkeit und Düsterheit der Bergeshöhen, so daß er nichts niederschreiben kann. Er war damals noch nicht reif, die grandiose Erhabenheit und massive Architektur des Hochgebirges mit seinen strahlenden Gletschern zu erleben, ob ihn gleich unbewußt sein innerstes Gefühl zu ihr hinzog. Erst später fühlte er die geheimnisvollen Fäden, die ihn mit der Erde verbanden, sein Empfinden wurde klarer und es überkam ihn größere Ruhe. Auch ins Dichterische wandelten sich ihm dann diese Eindrücke und wir finden in seiner Lyrik, im Werther und Faust manches, das auf die Schweizer Reisetage zurückgeht. Was seine Seele beim Anblick des Rheinfalles bei Schaffhausen empfand, ist in der „dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe" wiedergegeben. Von einer lustigen Fahrt am Züricher See stammen Vierzeilen, deren zweiter Vers deutlich in der Kneipszene im „Faust" widerklingt, die

Goethe ein Vierteljahr später aufs Papier bringt. Im dritten Vers von „Mignons Lied“ fühlen wir die Schauer und das Grauen der trostlosen Öde auf dem Gotthard. Erinnerungen an die Berge durchzittern die Verse, die er später für Lili in ein Widmungsexemplar der „Stella“ schreibt:

Im holden Tal auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah;
Ich seh's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.

Tiefen und lang dauernden Eindruck auf den Dichter machten die Menschen, die er auf der Reise kennen lernte und denen er näher trat. Das war besonders in Zürich. Als er dort ankam, betrat er kaum den Gasthof „zum Schwert“, wo er wohnen sollte. Alles zog ihn zu seinem Freunde Johann Kaspar Lavater, dem Pfarrhelfer an der Waisenhauskirche. In den folgenden Tagen blieb er auch bei ihm. Im Hause in der Spiegelgasse, jetzt Nr. 11. Dasselbe trägt die Aufschrift „Zum Waldries 1740“ und eine Gedenktafel an Lavater und Goethes Aufenthalt.

Goethe und Lavater waren verschiedene Menschen, aber trotzdem konnte er sich der Einwirkung dieser großen, vielbewegten Seele nicht entziehen. Lavater war Persönlichkeit. Damals war die Zeit der enthusiastischen Freundschaftshingabe. Ein Überschwang an zärtlichen Gefühlen durchwehte alle Herzen, es war, als trüge die Luft die Zärtlichkeiten einander zu und man fand sich rasch. Über manchem Tagebuchblatt liegt der Duft der fernen Züricher Tage. Im Kreise Lavaters fühlte er sich unendlich wohl. Es waren feinsinnige, geistvolle Menschen, die sich da zusammengefunden hatten: Die kluge Bäbe Schultheß, des Gelehrten Amtsgenosse und Famulus, J. K. Pfenninger, sein jüngerer Bruder Dr. Diethelm Lavater, Heinrich Lips der siebzehnjährige Zeichner und zwei junge Frankfurter, der Theologe Passavant und der Musiker und Komponist Kayser, zu denen sich später noch Goethes Jugendfreund Maximilian Klinger gesellte. Mit Bäbe vereinte ihn bald warme Freundschaft, er schenkte ihr inniges Vertrauen und die „Herzliche“, so nannte sie der Dichter, blieb ihm bis zu ihrem Tode treu ergeben.

Auch mit Bodmer trat er in Verbindung, doch kamen die Besuche nicht über konventionelle Artigkeiten hinaus. Der Höhepunkt war und blieb für Goethe nur Lavater. Viele Stunden des intimsten Gedankenaustausches verband die Freunde immer inniger, und der Dichter trennte sich nur, um auf seiner Rückreise diesen noch einmal zu grüßen und sich ihm zu widmen. Nach etwa zehn Tagen, in Zürich verbracht, trat er die Heimreise an. Voll von vielen schönen Eindrücken, aber ohne jegliche Schwärmerei für die Schweiz und für ihre Freiheit. Er selbst hatte sie dort auch nicht gefunden. Immer noch trug er die Fesseln der Liebe, des Verlöbnisses.

In Straßburg, beim Anblick des Münsters, ruft er aus: „Wieviel Nebel sind von meinen Augen gefallen und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles

belebende Liebe! .... Du (der Münster) bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, deiner Wolkenfelsen und wüsten Täler, grauer Gotthard! Wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes, unauslöschliches Gefühl des, das da ist und da war und da sein wird." Und ein tiefes Glück erfaßt ihn, als seine Blicke sich „vaterlandswärts", „liebwärts" wenden und die Heimat wieder grüßen können.

Am 24. Juli 1775 kehrte Goethe nach Frankfurt zurück. Er fand Lili „schöner, reifer, tiefer" wieder, jedoch er gibt den Kampf nicht auf. Er türmt Arbeit wie eine Wand, um sich zu schützen, aber vergebens. Es ist alles Liebe und immer wieder Liebe und tiefstes Sehnen, was er schreibt: die Übersetzung des „Hohenliedes Salomonis", die Gretchentragödie im „Faust" und der Beginn des „Egmont".

Und doch, als er in Straßburg den vielbewunderten Arzt und Schriftsteller Zimmermann aus Hannover besuchte und der ihm unter anderem auch einen Schattenriß der Frau von Stein zeigte, ließ ihn der Anblick dieses Bildes drei Tage nicht zur Ruhe kommen. Fühlte er vielleicht damals schon den Schimmer der neuen Morgenröte, die für ihn kommen sollte?

Goethe siegte endlich in dem Kampfe gegen die Fesseln seiner Freiheit und löste sein Verlöbnis mit Lili Schönemann im September 1775. Im November desselben Jahres folgte er einer Einladung des Herzogs Karl August und trifft am siebenten des Monats in Weimar ein, um dort als Gast einige Zeit am Hofe zu verweilen. Der Besuch wird zum bleibenden Aufenthalt, und der Herzog ernennt den Dichter am 11. Juni 1776 zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Konseil.

Trotz aller gesellschaftlichen Pflichten und Zerstreuungen, trotz des Widerspruchsvollen seiner inneren Schicksale und manches Unhaltbaren wird Goethes Wesen geklärter und gefestigter, er wird zum Manne, der, sich selbst prüfend, der Vollendung naht. Er reift auch ethisch. Das war in den Tagen, als er Frau von Stein nähertrat, die einen tiefen Einfluß auf sein Gemüt gewann. Ihre Liebe lag wie Sonnenglanz auf seinem Leben und brachte ihm den Rausch eines inneren Glückes ... „ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann" ...., erzählt er seiner Mutter. Seine Arbeit hielt ihn festgebunden. Die Sitzungen des Konseils versäumte er selten, es gab für ihn fast keine Unterbrechung seiner Tätigkeit. Er verreiste meist nur dienstlich und widmete seiner Erholung wenig Zeit. Nur einmal, als der Herzog mit seinem Gefolge zur Jagd zog, wanderte Goethe Ende November 1777 in den Harz. Da erwachte in ihm die unendliche Liebe zur Natur, er fühlte den Zusammenhang mit ihr und durch sie mit dem Wesen aller Wesen, dem Göttlichen. Und als ein anderer kehrte er heim. Mitten im rauschenden glänzenden Hofleben wurde er einsam, sein Auge begann in

ſeine eigene Seele zu ſchauen. „Jetzt leb' ich mit den Menſchen dieſer Welt und eſſe und trinke, ſpaſſe auch wohl mit ihnen, ſpüre ſie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich ſeinen Gang" notierte er im Dezember des nächſten Jahres in ſein Tagebuch. Er begann nach innen zu leben. Die Schweizer Reiſe im Jahre 1779 mit dem Herzog, „Geniereiſe" genannt, vollendete dieſe Entwicklung bei Goethe. Er beabſichtigte auch Karl Auguſt aus dem nichtigen Hofleben und von manchen drohenden Gefahren loszulöſen, und hoffte in dem innigen Zuſammenſein mit der Natur und in der Einſamkeit der Schweizer Berge das gegenſeitige Verhältnis zu einander aufzufriſchen und intimer zu geſtalten. Natur und Landſchaft als erzieheriſche Hilfen! Man könnte dieſe Wanderung faſt eine pädagogiſche Reiſe nennen. Ihre Nachwirkung zeigte ſich bei Herzog Karl Auguſt in der würdigen Auffaſſung ſeiner Pflichten als Regent und Menſch.

Als die Geſellſchaft im September 1779 Weimar verließ, wußte niemand um das Ziel der Reiſe, nicht einmal Frau von Stein. Es hieß, der Herzog wolle an den Rhein, den Herbſt dort zu genießen. Goethe hatte vorher an ſeine Mutter geſchrieben und die Geſellſchaft angemeldet. Es waren Herzog Karl Auguſt, der Kammerherr von Wedel und er ſelbſt mit ſeinem Diener Philipp Seidel, der ſpäter „Goethes vidimierte Kopie" genannt wurde. Am 18. September trafen ſie in Frankfurt ein. Goethes Elternhaus nahm die Reiſenden auf. Dort waren ſie zu Gaſte. Nach faſt vier Jahren umarmte er Vater und Mutter wieder. Frau Aja war innig gerührt und beglückt, und die Geſellſchaft verlebte ſonnige Zeiten. Auch ſeinen Freund Merck traf Goethe da. Dieſer hatte durch ſeine Verheiratung mit Louiſe Francisque Charbonnier von Morges die Schweiz kennen lernen und erzählte viel vom Waadtland, wo er bei Verwandten ſeiner Frau im Frühling 1774 zu Beſuch war. Es liegt nahe anzunehmen, daß die Anregung zu einer Reiſe nach der Schweiz von ihm ausging, umſomehr, als er im Oktober darüber an Wieland ſchrieb: „Nach Italien gehen ſie gewiß nicht. Sie müßten denn ſehr gelogen haben. Die Reiſe nach der Schweiz ward auch erſt in Frankfurt projektirt und alſo hatten ſie leicht ein Geheimnis von etwas zu machen, das ſie ſelbſt nicht wußten*". Merck ſtand auch ſeit längerer Zeit in Verbindung mit dem Berner Pfarrer und Naturforſcher Samuel Wyttenbach. Er empfahl Goethe an ihn.

Nach einigen Tagen verließen die Reiſenden Frankfurt und zogen weiter, von Freund Merck bis Ebersſtadt begleitet. Es geht durch die Pfalz nach dem Elſaß. Goethe trennt ſich da für einen Tag von ſeinen Genoſſen und beſucht die Familie Brion in Seſenheim. An der Schwelle des friedlichen, trauten Pfarrhauſes hielt er bewegt inne. Wie ferne lag die Zeit, als er daraus ſchied und ſo tiefes Leid zurückließ! Es war wie ein banger, halbvergeſſener Traum, der leiſe anklagend in ſeiner Seele noch einmal die Augen aufſchlug. Er findet alle unverändert wieder, auch Friederike. Nichts erinnert an die ſchwere Krankheit und die düſteren, an Bitterniſſen reichen

* Heinrich Dubl, Johann Heinrich Merck und Bern. Mit ungedruckten Briefen; zugleich ein Beitrag zu Goethes Schweizer Reiſe vom Jahre 1779 Heſſiſche Chronik 1913

Tage, die ſie umfingen, da er von ihr gegangen war. Die Familie begrüßte ihn freudig und innig wie einen lieben, lange erwarteten Freund. Auch die Nachbarn werden gerufen. Man ſucht die alten Plätzchen und Laubengänge im Garten auf, man plaudert wie einſt, und Goethe verlebt glückliche, heitere Stunden im Kreiſe dieſer edlen Menſchen. Am nächſten Morgen ſcheidet er und wie Segen fühlt er die Innigkeit des Erlebten in ſeiner Seele. Er konnte wieder mit friedlichen Gefühlen an das Pfarrhaus und die Freunde in Seſenheim denken. Am 26. September iſt Goethe in Straßburg und trifft mit ſeinen Reiſegefährten zuſammen. Er beſucht dort Lili, die in glücklicher Ehe mit dem Bankier Bernhard von Türkheim lebt. Als er ins Zimmer tritt, feſſelt ihn ein Bild innigſter Mutterfreude. Lili ſpielt mit ihrem wenigen Wochen alten Kindchen, ein ſonniges Lächeln liegt auf ihrem Geſicht. Auch da konnte er beruhigt ſcheiden. „Die ſchöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht ſagen.“

Der folgende Tag führt den Dichter nach Emmendingen zu ſeinem Schwager Schloſſer. Da fand er Johanna Fahlmer als deſſen Gattin an Stelle ſeiner toten Schweſter. Ihm iſt unendlich weh um Cornelie, die am 8. Juni 1777 geſtorben war. Lange bleibt er da nicht, obgleich ihn Innigkeit und Wärme in dieſem Kreiſe umfängt. „Ihr Haushalt iſt mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Geſtalt ſtand, die nun weggelöſcht iſt“, ſchreibt er. Er erfuhr auch noch das traurige Schickſal ſeines Freundes Lenz und von deſſen Geiſtesumnachtung. Da fühlt Goethe durch alle Güte dieſer Stunde etwas vom kühlen Flügelſchlag des Todes.

Die Reiſegeſellſchaft zieht weiter über Freiburg und durch das Höllental nach Baſel. Von da ab kann man ſie nach Goethes „Briefe aus der Schweiz 1779“ verfolgen. Dieſe ſind faſt wörtlich vom Beginn bis „Martinach den 6. November 1779, abends“ mit ganz wenigen Änderungen den Briefen an Charlotte von Stein und den Reiſerelationen, die er für ſie teils ſelbſt ſchrieb, teils diktierte, entnommen. Das Weitere iſt ſpäter zu Hauſe nach Notizen auf „Zettelgen“ geſchrieben*. Eine große Lücke iſt in den Berichten vom 3. bis 27. Oktober. Deshalb bleibt in der Herausgabe der Aufzeichnungen die Wanderung durch das Berner Oberland und das Waadtland unberührt**.

Von Baſel führte der Weg durch das Münſtertal über Münſter nach Biel, wo die Reiſenden die Petersinſel im See, das Eigentum des Berner Spitals, beſuchten. Sie iſt für alle Zeit geweiht durch den Aufenthalt Rouſſeaus im Jahre 1765, und iſt heute noch das Wanderziel vieler. Goethe ſchrieb ſeinen Namen an die Wand des ärmlichen Zimmers, das der große Philoſoph und ſehnſüchtige Menſch bewohnt hatte, und ließ ſich von den Schaffnersleuten, die ihn damals während ſeines Aufenthaltes

* 1781 überſendet Goethe an Prinz Auguſt von Gotha einen Teil der Aufzeichnungen der Reiſe nach der Savoyiſchen Eiswelt. Erſt 1796 erſcheint in Schillers Horen, Heft VIII, ein Teil der Briefe aus der Schweiz, genannt „Briefe auf einer Reiſe nach dem Gotthard“.

** Im Anhang habe ich einige Briefe an Frau v. Stein aus dieſen Tagen beigefügt. Sie ſind ein guter Erſatz für die fehlenden Aufzeichnungen.

betreuten, von Rouſſeau erzählen. Was er hörte, ergriff ihn tief. In ſeiner Seele lebte ja Rouſſeau und verklärte die ſtürmiſche Lebensweisheit jener Tage.

Im Kanton und der Stadt Bern empfindet der Dichter das erſtemal die ſegensreichen Einwirkungen einer republikaniſchen Verfaſſung auf Land, Stadt und Volk. In den Tagen ihres Aufenthaltes wohnen die Reiſenden im „Falken" in der Marktgaſſe. Goethe beſucht den Naturforſcher Wyttenbach und berichtet darüber an Merck am 17. Oktober 1779: „Bei Wyttenbachen war ich dieſen Morgen drei Stunden, er iſt ſehr inſtruktiv. Er hat von allen Bergen und Enden der Schweiz die Steinarten zuſammengeleſen, iſt ein recht artiger Mann"*. Von ihm empfängt der Dichter Vorſchläge zu einer Wanderung durch das Berner Oberland und eine Empfehlung an den Genfer Gelehrten Horace Benoit de Sauſſure. Er ſollte ihm den Weg zu den Gletſchern von Chamonix erklären. Von Bern zogen ſie weiter nach Thun. Am 9. Oktober fährt ſie der Schiffer Peter Kocher im Nachen über den See und bleibt der Führer der Geſellſchaft durch das Berner Oberland. Sie machen dieſe Wanderung an der Hand eines heute längſt vergeſſenen und unbekannten Geleitbüchleins**. Der ſpäte Nachmittag dieſes Tages ſieht ſie in Lauterbrunnen bei Interlaken, wo der Staubbach dröhnend ſeine rauſchenden Waſſermaſſen dreihundert Meter hoch von einer überhängenden Felswand herunterſtürzt. Goethe iſt bezaubert davon. Er ſieht in dem weißen Giſcht Waſſergeiſter vorübergleiten, hört ſeltſame, traumhafte Verſe über Seele und Waſſer raunen und erlauſcht daraus den ewigen Rundlauf des Lebens und der Natur. Er ſieht ſich im Bild. Einige der „wunderſamen Strophen, die ihm dort die Geiſter in die Seele ſangen" ſchrieb er nieder und ſchickte ſie an Charlotte. Schwer trennt er ſich von dieſem zauberhaften Anblick, darin ſo viel von ſeiner Sehnſucht iſt. Der Steinberg und ein Stück des Tſchingelgletſchers wird beſtiegen und die Reiſenden nehmen weiter den Weg über Zweilütſchinen, beſichtigen die Grindelwaldgletſcher und wandern durch das Haslital über die große Scheideck und Roſenlaui nach Meiringen. „In der höchſten Klarheit des Himmels, Wärme und Kühle, ein Grün über Alles und Farben an den abſtehenden noch ganz beblätterten Bäumen"..... ſchreibt Goethe von dieſer Wanderung an Merck. Über Brienz und den gleichnamigen See gelangen ſie nach Interlaken, Unterſeen und Thun. Sie kehren am 15. Oktober nach Bern zurück. Dieſe Wanderung durch die Naturwunder des Berner Oberlandes hat alle, aber ganz beſonders Goethe, tief ergriffen, und er erklärt ſich unfähig, all die Schönheit und das Erlebte zu ſagen, die ſich ihm unvergeßlich einprägten. „Kein Gedanke, keine Beſchreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenſtände und ihre Lieblichkeit in ſolchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten." Selbſt als er die Schilderung dieſer zweiten Reiſe in Druck gab, hat er lieber dieſen Teil unbeſprochen gelaſſen; ſein Stift war zu ſchwach, dieſe erhabenen Eindrücke zu

* Heinrich Tübi, Helfliche Chronik 1913, a. a. O.

** Sein Titel iſt: „Kurze Anleitung für diejenigen, welche eine Reiſe durch einen Theil der merkwürdigſten Alpengegenden des Lauterbrunnerthals, Grindelwald und über Meyringen auf Bern zurück, machen wollen. Bern 1777. Von J. C. Wyttenbach (Pfarrer an der Heil. Geiſtkirche in Bern)."

schildern und seine Seele zu sehr erfüllt vom Göttlichen in der Natur, um dafür Worte zu finden. In einer höheren und umfassenderen Bedeutung hat er es später getan: Goethe, der Naturphilosoph.

In Bern hielten die Reisenden dann einige Tage Rast. Da weilten sie gerne und freuten sich der „wohlhabenden, reinlichen" Stadt. Alles rührte sie freundlich an. Sie besuchten allenthalben Merkwürdigkeiten mannigfachster Art, die ihr Interesse erregten und kamen einigen Menschen nahe, mit denen sie stille Fäden gleichen Fühlens verbanden. Das waren der Landschaftsmaler Joh. Ludwig Aberli aus Winterthur, der Künstler Marquard Wocher, Maler Franz Schütz, Bürgermeister Tscharner, Professor Wilhelmi, der Mitbegründer des „politischen Instituts", einer Erziehungsanstalt für Patriziersöhne. Ferner auch Ratsherr von Kilchberger, der Verfasser moralischer und ökonomischer Aufsätze, und der Bibliothekar Sinner, Herausgeber der Voyage dans la Suisse occidentale, der sich auch am Werther in verschiedener Art versucht hatte, teils als Übersetzer, teils als Bearbeiter für die Bühne. Es waren reiche und schenkende Tage, die die Gesellschaft da verlebte. Ein immergrüner Kranz der Erinnerung schlingt sich darum, zu dem alles und jeder ein Blättlein schenkte. Auch der Besuch der Freimaurerloge gehört dazu und lebendige Stunden, die Goethe bei einem Freunde Lavaters, dem Landvogt zu Gottstadt Nikolaus Anton Kirchberger, verbrachte.

Am 20. Oktober verließen die Reisenden das ihnen liebe Bern und zogen über Peterlingen (Payern) und Milden (Moudon) an den Genfer See nach Lausanne, der weißen Stadt auf den Hügeln des Mont Sorat. Und da sind es nicht allein die blauen milden Wasser, die leise am Ufer anschlagen, darüber die Möven wie Märchenvögel ziehen, nicht die helle Sonne, die auf ein Bild unvergleichlicher Schönheit niederschaut, nicht Berge im klaren Licht und der azurne Himmel, der wie eine Kuppel sich über alles wölbt, die Goethes Herz entzünden, nein, da ist auch die schöne Marchese Bronconi, die Geliebte Karls von Braunschweig und Freundin Lavaters, deren Lieblichkeit ihn gefangen nimmt. Mit so weit offenem Herzen genoß Goethe die lichte Schönheit dieser Umwelt und kam nach Vevey, wo Rousseaus Poesie alles in Duft hüllt und die Erzählung der „Neuen Heloise" tief empfindsame Menschen hinzauberte. War es da zu verwundern, wenn dem Dichter die Augen feucht wurden, als er den Dent de Chamant sah, und die Plätze und Wege, die durch Rousseau für immer geheiligt sind? Ohne Trübung genießt er sie. Von Vevey aus ging die Reise weiter nach Rolle, dann in den südlichen Teil des Jura und endlich in das Vallée de Joux. Wieder erfreute sich Goethe an dem Wohlstand des Kantons Bern, der damals gar sehr vom französischen Gebiet abstach. Am 27. Oktober kommen sie nach Genf und wohnen im Hotel Balance (heute Rue du Rhone nahe der Place de Belvoir). Von da aus sendet Goethe die Erzählung seiner Jurawanderung an Frau von Stein, an seine Mutter und Schlosser. Er wurde in Genf viel gefeiert und doch fühlte er sich nicht wohl. Die Stadt wirkte auf ihn niederdrückend. Mit fröstelnden Gefühlen sieht

er ſie. Sie war von öden Feſtungswerken eingeengt, bergig und düſter, wie noch heute der alte Stadtteil am Rhoneufer iſt. Genf war damals noch dunkel und grau. Trübes Wetter nahm auch jeden Ausblick in die Berge. Es fehlten die lichten Farben von Lauſanne. Den Herzog und Goethe zog es aus der unfreundlichen Stadt unwiderſtehlich nach Chamonix und an den Fuß des Montblanc, trotzdem viele von dieſer Wanderung in der ſchlechten Jahreszeit abrieten. Jedoch Horace Bénoit de Sauſſure (1740—1799), der Begründer der Gletſcherwiſſenſchaft und Gebirgsgeologie, an den ſie ſich um Auskunft wandten, unterſtützte die Reiſegeſellſchaft in ihrem Vorhaben (er ſelbſt beſtieg acht Jahre ſpäter den Montblanc), und ſo brachen ſie in den erſten Tagen des November dahin auf. Schon damals wußte man, daß das Chamonixtal* und die Kette des Montblanc mit ihren gewaltigen Gletſchern zu den großartigſten aller Hochgebirgsſzenerien gehören.

Wir finden nun in Goethes Aufzeichnungen die weitere Reiſe bis zur Ankunft im Hoſpiz am Gotthard. Dem Dichter tritt auf dieſen einſamen, totenſtillen Höhen ſeine erſte Reiſe in der Schweiz vor die Seele, all ſeine Pläne und Hoffnungen, ſeine Umkehr vor dem Weg nach Italien, und es war ihm, als ob ſich ihm aus dieſer namenloſen Verlaſſenheit die Vergangenheit in beſonders ſtarken Farben emporhebe. Auch diesmal hatte er keine Sehnſucht nach dem Süden. Er kehrte mit dem Herzog gerne heim. Auf denſelben Wegen wie damals. Sie berührten Luzern und dann Zürich. Das war der Höhepunkt der ganzen Reiſe, die Tage mit Lavater, dem Diakon an der St. Peters-Kirche! „Die Bekanntſchafft mit Lavater iſt für den Herzog und mich was ich gehofft habe, Siegel und oberſte Spizze der ganzen Reiſe und eine Weide am Himmelsbrot, wovon man lange gute Folgen ſpüren wird . . .“ Es war eine Zeit reichen Inhaltes voll. Goethe beginnt hier das Singſpiel „Jery und Bätely“, in dem er alle Erlebniſſe wie in einem lieben Erinnerungsbild feſthalten will. Mit dem Komponiſten Kayſer beſpricht er die Muſik. Er beſucht wieder Bodmer, auch den Dichter Salomon Leßner und den Phyſikus Chorherrn Johann Leßner. Dann ſetzen ſie ihren Stab weiter. Man zieht heimwärts. Die Reiſe geht über Schaffhauſen, Konſtanz nach Stuttgart. Dort wohnen ſie der Prüfungsfeier in der ſpäteren „Hohen Karlſchule“ bei. Ein Zögling Friedrich Schiller erhielt drei Preiſe. Noch hatte dieſer Name für Goethe keine Bedeutung. Über Karlsruhe, wo er den Schauſpieler Iffland als Carlos in ſeinem „Clavigo“ ſah, gelangte die Geſellſchaft noch einmal nach Frankfurt. Von da aus werden Ausflüge an die Höfe von Darmſtadt, Hohnau und Homburg unternommen. Aber die Reiſenden ſind müde und abgeſpannt, und einige ruhige Tage in Goethes Vaterhaus vergehen raſch. Am 13. Januar 1780 erreichen ſie Weimar.

Voll Enthuſiasmus kehrten der Herzog und Goethe heim. Der Dichter plante ein Denkmal zur Erinnerung an dieſe Reiſetage, die für beide eine Epoche bedeuteten.

* Schon 1091 wird es genannt (Campus maultus; le Prieuré). Im XVIII. Jahrhundert haben es die Engländer Pocock und Windham bekannt gemacht, und dann vor allem ſeit 1760 Sauſſure und Bourrit (1769). 1786 erfolgte durch Dr Michael Paccard die erſte Beſteigung des Montblanc über die Montagne de la Côte.

Das geschah wohl nicht. Jedoch blieb das Erinnern an die Schweizer Landschaft dauernd in ihrem Leben. Es klärte sich besonders für Goethe mählich zu naturkundlicher Sachlichkeit, zu klaren Bildern mit eigenem Ton und von wissenschaftlicher Schärfe. Der Fülle von Natureindrücken erwuchs dann eine seltene Kraft zum Ordnen, Bewältigen und Zusammenbinden des Gesehenen. Goethes „Briefe aus der Schweiz 1779" sind durchwirkt von Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung. Es ist, als ob der Dichter mit seinem Silberstift die malerischen Eindrücke festhält, die das Auge eines Künstlers aufnimmt. Goethes Schilderungen der Schweiz werden zum genauen Bild, andere können nur vergleichen. In einer Zeit der noch farbenblassen Naturschilderungen ahnt er schon Helligkeitsstufen. Was er sagt, ist gesehen, wenn auch die Schilderungen ganz schlicht und sachlich sind. Das Erhabenste und das Einfachste in der Natur ist für ihn Ereignis, alles nimmt er wie heiliges Gut in seiner Seele auf, und in dem manchmal lehrhaften und trockenen Ton seiner Beschreibungen finden wir immer Schönheit und persönliche Darstellung. In Goethe war künstlerische Forschertätigkeit. Er war nie Schulmeister. Das beweisen später vor allem seine morphologischen Entdeckungen. Auch hier war er Künstler! So ließ er auch die romantische Mächtigkeit der Schneegipfel und Firnen auf sich einwirken und schilderte sie dann meisterlich als scharfe und klare Naturbilder. Der erste deutsche Dichter und große Sprachschöpfer der Naturschilderungen. Seine Werke bergen eine Fülle neugeprägter Worte, viele davon sind sogar wissenschaftlich genau und immer noch vorbildlich. Selbst seine Gedichte haben diese Eigentümlichkeit. In ihm war Rousseau. Das Erbe nach dem großen Philosophen und Sehnsuchtsmenschen erstand in Goethe zu neuem Sein. Es waren tiefes, heiliges Naturgefühl und die Allgewalt einer innigen Weltbetrachtung. Sie legten Leben und Fühlen der Allmutter Natur in die gütigen Hände. Faust und Werther erzählen davon. Da und dort schon finden wir die Anfänge von Naturbetrachtung und -erkenntnis, die Goethe später den Weg zu ernsten Studien weisen sollten, und wir freuen uns an der sanften gütigen Klarheit seiner Anschauungen und an seiner Milde zu den Menschen. Über diesen Aufzeichnungen liegt der Sonnenschein einer beglückenden, ruhebringenden Liebe, die Goethe alles heiter macht. Und überall begleitet ihn das größte Wetterglück, alles hüllt sich in den vollen Glanz einer lichten und erwartungsvollen Zeit. Es ist wie ein Blütenregen von Glück und Huld, den ein gütiges Geschick herabgesendet hat. Man denke an Goethe im Schluchtwege der Birs im Engpaß des Münstertales! „Der Zug durch diese Klus mit ihren grotesken, von Nadelwald überkleideten Sedimentgebilden machte ihm eine große, ruhige Empfindung. Was er von hier aus Charlotten über die Entstehung der hochragenden Felswände schrieb, stimmt bereits völlig zu jener, sein ganzes Leben lang festgehaltenen Naturanschauung, die, auf dem Gedanken einer ruhigen, stetigen Weltentwicklung ruhend, zur späteren Bekämpfung des Plutonismus führen mußte*." Er fühlt sich überall der Gottheit nahe und ist voll tiefer Dankbarkeit. Er hält Einkehr

* J. Herzfelder, Goethe in der Schweiz. Eine Studie zu Goethes Leben. Leipzig, 1891. Verlag S. Hirzel. S. 61.

in sich selbst in dieser unendlichen Einsamkeit, er steigt in die verborgensten Schachte seines Wesens nieder, und tiefer Ernst und Seelenreinheit überkommen ihn. So geht er den Weg der Läuterung, den der Verkehr mit Lavater noch vollends fördert. Voll Friede und innerer Beglückung kehrt er heim. Er fühlt sich befreit von allen drückenden Gedanken. Er empfindet etwas von seiner eigenen Größe und moralischen Überlegenheit. Die Vergangenheit hat keine Gewalt mehr über ihn. Die Pflichten seines Amtes sind ihm ernste, geheiligte Aufgaben zum Nutzen seiner Mitmenschen. Da fühlte sich Goethe älter als er war. Es rief ihn das, was unseren Jahren so oft weit vorangeht.

An dichterischen Arbeiten und Zeichnungen brachte auch diese Reise wenige Früchte. „Gezeichnet habe ich keine Linie", sagt er selbst. Die Gewalt und Großartigkeit der Schweizer Alpenwelt überwältigte ihn zu sehr, als daß er sich hätte schöpferisch sammeln können. Verwirrt und beunruhigt, immer sehend, wurde die Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände gelenkt. Sie ließ wenig innere Produktivität aufkommen. Der allgemeine Eindruck dieser Reise und Lavaters ethische Persönlichkeit auf ihn und den Herzog waren tief und nachhaltig. „Mannigfaltige Gedanken und Überlegungen, das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so unvermeidlich. Wundersam! Ich habe so manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben, und doch wenn's nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden sein ...." (Tagebuch 26. März 1780.)

Goethe war nach der zweiten Schweizer Reise von unendlicher Arbeitskraft, sowohl im Amt, wie als Dichter. Er ließ seine Reiseberichte niederschreiben und schon am 1. April konnte er sie Corona Schröter vorlesen, kurz darauf auch in dem Kreis der Herzogin Amalia. Am 30. März entstand ihm der Gedanke an „Tasso". Bald gab er den ersten Akt Frau von Stein. Auch am „Wilhelm Meister" schrieb er, es entstanden „die Vögel", ein Lustspiel nach dem Griechischen und nicht nach dem Griechischen; am 6. September desselben Jahres schuf er „Wanderers Nachtlied" und um den 15. September das Schönste seiner rhapsodischen Lyrik: „Meine Göttin".

Überhaupt waren die Jahre 1776—1786 bei Goethe reich an produktivem Schaffen. Hierher gehören auch „Iphigenie", „die Geschwister", „der Falke", „Proserpina", „Elpenor", „Egmont" und noch andere Werke. Seit 1779 griffen zwei große Ereignisse in Goethes Leben ein: die italienische Reise und das Bündnis mit Schiller. Beide wirkten nachhaltig auf seine Schaffenskraft. Er war aus Italien innerlich vollendet, erfüllt vom herrlichen Griechentum, in die kalte, dunkle Heimat zurückgekommen. Unvergänglicher Sonnenschein und eine neuentdeckte Farbenwelt sind in seiner Seele haften geblieben. Er hatte dort die ersten großen koloristischen Erlebnisse! Nichts konnte ihn aus seiner „olympischen" Ruhe bringen, nichts seine tiefe Verinnerlichung aufhalten, auch nicht die Engherzigkeit der Menge, die seine größten Schöpfungen „Iphigenie" und „Tasso" ablehnte. Er ging unberührt und ruhig weiter und umgab sich mit

nimmerendender Arbeit. Er wußte, was er schuf und wollte. Das Bündnis mit Schiller reizte ihn nur noch mehr dazu.

Bei der Heimkehr aus Italien 1788 nahm Goethe seinen Weg durch die Schweiz. In einem Brief vom 12. Juni 1829 an Marianne von Willemer (seine Suleika) spricht er vom Höllental und der Viamala. Er erzählt sogar von Skizzen, die er da machte. Wie wir heute wissen, hat Goethe längere Zeit, als man allgemein annahm, dort verweilt. In seinem „Tagesregister einer italienischen Reise" der Weimarer Goethe-Ausgabe 1906 finden wir die Orte Riva, Splügen, Chur, Vaduz, Feldkirch eingezeichnet. Das „Zeitungsblatt aus Bünden" (Nr. 70) vom Jahre 1788 bringt folgende Notiz: „Seit 18 Jahren wissen wir keinen Jahrgang, in welchem wie in diesem eine so besonders große Anzahl gelehrte und andere Bergreisende unser Bünden besucht hätten. Unter den vielen Engländern und anderen vornehmen Reisenden nennen wir nur einen Lord Glive und unter den Gelehrten einen Goethe, Herder, Meiners und Spittler* . . . ." In Goethes geognostischem Aufsatze „Verschiedene Bekenntnisse" (1830) erzählt er: „Ich bestieg die Schweizer und Savoyer hohen Gebirge, erstere wiederholt, Tyrol und Graubündten blieben mir nicht fremd." Dieser Aufschluß, noch dazu in einer wissenschaftlichen Abhandlung gegeben, spricht schon allein dafür, daß er, der außerdem nie nach den südöstlichen Landstrichen der Schweiz kam, im Jahre 1788 das Gebiet der grauen Bünde durchwanderte**. Sechs Tage war er auch in Konstanz. Hier traf er mit seiner Züricher Freundin Barbara Schultheß und ihrer Tochter Döde zusammen. Mit ihm war der Komponist Kayser. Er schrieb darüber an Herzog Karl August von Mailand aus am 23. Mai 1788: „Wir gedenken, wie ich aus Rom schrieb, über Chiavenna nach Chur zu gehen, den Adula (das Rheinwaldhorn) zu grüßen und dann ein wenig seitwärts nach Konstanz zu rücken. Dort wollen wir den 4. Juni eintreffen und im Adler . . . die gute Schultheß von Zürich antreffen, welche ich sprechen und begrüßen muß, ohne den Kreis des Propheten (Lavater) zu berühren"***.

1795 plante Goethe mit seinem Freunde und Hausgenossen, auch gelegentlichem Mitarbeiter, dem Maler Heinrich Meyer, wieder eine Reise nach Italien. Allein Kriegsunruhen kamen dazwischen. Auch die Arbeit am „Wilhelm Meister" hielt den Dichter fest. Er schickte den Freund allein voraus und wollte ihm bald folgen. Aber erst im Frühling 1797 konnte er ernstlich daran denken, ihm nachzureisen. Doch wieder mußte er aufschieben, da Herzog Karl August abwesend.

Das Jahr 1797 (auch „Balladenjahr" genannt) sieht den Dichter auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Es entstehen „Hermann und Dorothea", der „Faust" war im Werden; „Cellini", er schrieb den neuen Pausias, „Der Gott und die Bajadere", „Zauberlehrling", den Zug der Kinder Israels durch die Wüste. Und noch fand er

* Karl Camenisch, Goethe, Scheffel und C. F. Meyer im Banne der Alpen. Verlag der Engadin-Preß-Co., vormals Simon Tanner. Samaden 1911. S. 31.

** J. Herzfelder, Goethe in der Schweiz. A. a. O., S. 129.

*** Adolf Markstahler, Goethe und seine Züricher Freundin Barbara Schultheß in Konstanz. Juni 1913. Buchdruckerei Reuß & Itta (Konstanzer Zeitung), Konstanz. S. 6.

Zeit zu regem Briefwechsel. Dabei trieb er theoretische und praktische Naturwissenschaften: Galvanismus (durch Humboldt angeregt), Botanik und Morphologie (bei A. J. G. C. Batsch in Jena), Chemie, Geologie u. a. Er suchte eine Universalwissenschaft alles Organischen, ein Urbild, einen Typus der gesamten Natur: Dauer im Wechsel.

Goethe suchte den Inbegriff dessen, was allen Dingen gemeinsam ist. Seine vergleichende Morphologie will diesem geheimnisvollen Gesetz nachspüren:

Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der anderen;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel.

Dieses Wort leuchtet auf wie ein Motto für Goethes Naturforschung, darin so viel Emsigkeit war, so viel enthusiastische Wißbegierde und der an Enttäuschungen reiche Kampf um das Kleinste und Höchste. Er hat ja selbst oft gesagt, wie alle Wirkungen, von welcher Art sie seien, auf die stetigste Weise zusammenhängen und ineinander übergehen.

Gegen Ende Juli konnte Goethe endlich abreisen. Aber nur in die Schweiz, nicht nach Italien. Meyer war erkrankt und kehrte in die Heimat, nach Stäfa am Züricher See zurück, um da seine Genesung abzuwarten. Am 30. Juli 1797 verließ der Dichter Weimar. Bis Frankfurt nahm er Christiane Vulpius und seinen Sohn August mit, um diese seiner Mutter zuzuführen. Nach kurzem Aufenthalt schickt er sie dann wieder heim und reist allein durch Deutschland nach der Schweiz. Die erste Aufzeichnung von Schaffhausen trägt das Datum vom 17. September. Von da an folgen wir dem Dichter ein drittesmal auf seiner Wanderung durch die Alpenwelt. Wieder ist es der Rheinfall, der ihn tief ergreift. Der Anblick des Wassersturzes im Abendsonnenschein durchklingt die empfindungsvollen Verse des „Amyntas" und der Goldglanz des Sonnenunterganges umhüllt diese ergreifende Elegie. Geschautes und Empfundenes ward zum Seelenerlebnis, aus dem duftende Blüten brachen, die Goethe in den reichen Kranz seines Schaffens flocht.

Rast nicht unaufhaltsam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich von dem Gipfel des Tages nicht in die Wellen hinab?

In Richterswyl am Züricher See und den naheliegenden Orten, die auf den welligen Lehnen des Gebirges bis zur Höhe sich ausbreiten, ist reges Arbeitsleben. In jedem Haus klappert der Webstuhl und surren die Spindeln, dreht sich der Haspel. Fleißige Hände regen sich da und schaffen für Brot und einfaches Leben. Goethe ist gerne gesehen in dieser kleinen Gemeinde. Er besucht all die traulichen Spinnstuben, tritt an die Webstühle, wo ihm die Arbeiter die einfache Technik ihres nimmermüden Schaffens erklären, und hört von viel Arbeit und rastloser Tätigkeit und dazwischen von Kümmernissen, von dem Kampf des Lebens, von Krankheit und Elend.

Und in all diese schlichte Täglichkeit mischen sich hie und da einmal auch Freude und ein kleines Fest. Dies alles erzählen ihm die Menschen. Unbewußt wollen sie ein wenig Farbe bringen in das graue Einerlei ihrer Tage am klappernden Webstuhl und am surrenden Rad, an dem Frauenhände um den feinsten Faden wetteifern. Der Dichter bringt allen Dingen Verständnis und warmes Fühlen entgegen, sowohl als Mensch als auch ein wenig als Fachmann. Er selbst konnte ja spinnen, Frau Ajas gelehriger Sohn, und an dem Spinnbüchlein, das Philipp Seidel für die Weimarer Spinnstube schrieb, sowie an der Anfertigung des Spinnrades für Herzogin Amalie hatte er Anteil. Ein kleines Werk Friedrich Bertheaus bestätigt die Annahme, daß Goethe „Spinner- und Webergewerke" zu jener Zeit besuchte. Allerdings hat er selbst davon nichts in seinen Aufzeichnungen erwähnt. Aber die reizende kleine Erzählung in „Wilhelm Meisters Wanderjahre", das Tagebuch des Wanderers Lenardo, führen darauf zurück, und die darin besprochene Technik, der Betrieb und alle sachlichen Einzelheiten bauen sich auf Grund alles dessen auf, was Goethe in der kleinen Schweizer Gemeinde der Weber und Spinner hörte und sah.

Als er vom Gotthardpaß nach Flüelen niederstieg, erfuhr er vom Tode seiner geliebten Schülerin, der Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann. Das ergriff ihn tief — nur sein reiches Schaffen konnte ihm den unsäglichen Seelenschmerz mildern helfen. In dieser trauerbeladenen Zeit entstand der Plan, die Sage und die Lebensgeschichte des Tell zu verwerten. Er dachte sich sie als Epos. „Die drei Eidgenossen" wollte er es nennen. Das uralte Urner Volksschauspiel, das Jakob Ruoff überarbeitet hatte, und das Tellenlied des Hieronymus Muheim, sowie andere Verwertungen und Umarbeitungen dieses Stoffes dürfte Goethe kaum gekannt haben. Die Niederschrift der Klingenberger Chronik und der Chronik Gilg Tschudi's, die er später dann nach seiner Rückkehr in Stäfa las, wie auch manche Erzählung aus dem Volke berichteten ihm vom Rütlischwur und dessen Zusammenhang mit der Tellsage. Sicherlich gab er auch Schiller diese Quellen an. Am 14. Oktober schon schrieb er darüber an ihn. Später überließ er ihm aber diese einst so enthusiastisch ergriffene Idee zur Ausgestaltung: „ich hatte anderes zu tun", sagte er dann einmal zu Eckermann.

Eine Fahrt an einem himmlisch schönen Tagesbeginn über den Vierwaldstädter See bleibt so tief in seiner Erinnerung, hat ihn so innig angerührt, daß aus diesem Erleben heraus der großartige Faustmonolog in der ersten Szene des zweiten Teiles wurde . . . „ja, ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können", gesteht Goethe in tiefster Überzeugung.

Ein wirkliches Freudenfest war es für ihn, als am 17. Oktober in Stäfa die prächtige, sehr gelungene Meyersche Aquarellkopie der Aldobrandinischen Hochzeit anlangte. Dieses Gemälde wurde um 1606 am Esquilin unter Trümmern und Staub an einer Zimmerwand unbeschädigt und farbenfrisch entdeckt. Man nahm es sorgfältig ab und brachte es in den Garten des Kardinals Aldobrandini (jetzt Villa Pamfili

Aldobrandini). Über den Ursprung und den Stoff der Darstellung herrschen verschiedene Anschauungen.

In Stäfa entstand auch der erste Entwurf zur Elegie „Euphrosine", die im darauffolgenden Jahre erschien und dem Gedenken der Christiane Becker gewidmet war. Beginn und Schluß bringen uns die Bilder der Bergwelt und jener Landschaft, die sich aus des Dichters Erinnern immer wieder hoben: der Schweiz ....

Auf der Rückfahrt mit Meyer kam Goethe noch einmal über Zürich. Er besuchte dort abermals Bekannte und Freunde, interessierte sich für ihre Sammlungen, Funde und Raritäten. Lavatern und Kayser aber mied er. Mit dem Komponisten war der briefliche Verkehr schon seit längerer Zeit abgebrochen und von dem Pfarrer, dem gläubigen Manne, trennte Goethe sein „naturfrommes Heidentum". Jetzt gingen ihre Wege zu sehr auseinander, Weltanschauungen lagen zwischen ihnen. Über diesen Abgrund wölbte sich keine Brücke. Er war zu weit und tief. Lavater besuchte ihn wohl, traf ihn aber nicht an und schrieb seinen Namen auf die Tür von Goethes Zimmer. Umsonst. Der blieb ihm doch fern. Als Goethe ihn bei einem Spaziergange auf sich zukommen sah, bog er ab und wich ihm aus. Er konnte nicht anders. Mit Bäbe Schultheß verlebte er innige Stunden. Den Abend des 23. Oktober verbrachte er in ihrer Gesellschaft. Nach seiner Abreise schrieb sie ihm: „Nun ruckst Du fort und immer weiter und Deine Erscheinung ist vorüber mein Lieber. Ich danke Dir vieles. Du hast mir vieles zurückgelassen, doch waren die Tage nicht Konstanzer Tage*." Sie sahen sich nie wieder. Die Freundin starb am 12. April 1818.

Noch einmal besuchte er mit seinem Reisegefährten den Rheinfall. Als die Sonne sank, kam er dahin! Es war der letzte Abschied von dieser göttlichen Natur, die ihm so viel inneren Lebensstoff geboten hatte. Sie hat seine Seele angefüllt mit Erleben.

Die Aufzeichnungen über diese Reise kamen erst nach des Dichters Tode heraus, unter der Aufschrift: „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797". Sie ist zusammengestellt aus Tagebuchaufzeichnungen und aus den Briefen in die Heimat. Der Dichter selbst hat kaum einen Anteil an dieser Arbeit, wiewohl er sich 1823 mit der Absicht trug, auch diese Reise in seine Werke einzuordnen. Wir verdanken dies Eckermann, der sie vom 11. Oktober bis 11. Dezember 1832 zusammengestellt hat. Vielleicht nicht mit der erlesenen Feinheit, welche der Sache gebührte. In diesen Aufzeichnungen ist nicht die warme innige Sprache der Liebe, die in den Schriften an Frau von Stein lebt, doch begegnen wir einer Fülle tiefer Gedanken, von Schönheit, Weisheit und abgeklärter Ruhe. Goethe schildert als Dichter, sucht aber zugleich als Gelehrter den Eindruck alles Geschauten zu analysieren. Das was er sagt zeigt die sorgfältigste Kleinmalerei, nichts wird übersehen, bei allem geht er in die Tiefe. Die Bilder sind auch im Detail erstaunlich gewissenhaft und sorgfältig. Er sieht jetzt das unaufdringliche Ornament einer Landschaft. Er sieht sie ohne Pathos: schlicht und natürlich. Und doch haben

* Ed. Mörikhofer, a. a. O., S. 95.

seine Worte darüber keinen alltäglichen Ton. Es ist die sachliche Vertrautheit des Forschers, der aufs einzelne geht, nicht allein auf die Totalität.

Für die Entwicklung Goethes Naturgefühl sind die Schweizer Reisen entscheidende Epochen*. Besonders seine zweite Wanderung. Der junge Goethe erlebt ganz im Anfange eine anakreontische Natur: zarte, anmutige, duftige Stimmungen, die durch eine gesteigerte Empfindsamkeit gefärbt sind. Daraus erwachsen die starken, inneren Erlebnisse der Genie- und Wertherstimmung. Mählich kommt die Abklärung. Sturm und Drang klingen aus. Immer mehr und mehr setzt sich der schöpferische Wille nach klarem, plastischem Sehen durch. Es ist eine neue Schärfe des Blicks, eine neue, mehr kritische Optik. Das war der Erfolg der zweiten Schweizer Reise. Sie brachte Größe, Pathos, Erhabenheit, Totalität im Sehen der Natur. Immer reiner wird ihr Bild. Die Beteiligung des bloß Gefühlsmäßigen ist seltener und verschwindet bald gänzlich. Dafür drängen Gefühle der Weite, des Randlosen, der Großartigkeit nach vorn. Goethe erstrebt aber dabei eine „reine Objektivität". Freilich, den tiefen Farbensinn hat er erst von Italien (1786—1788) mitgebracht, denn ehe er dort unten unvergeßliche koloristische Erlebnisse hatte, sah er meist nur Helligkeitsstufen, eine reiche Skala von Licht und Glanz, darin die Farbe noch ertrinkt. Goethes Weltanschauung ist in ihrer Reife ein Erfassen der Wirklichkeit mit dem A u g e. Mit diesem Sinn hat er sie vornehmlich zu begreifen gesucht. Die Natur ist die breiteste und umfassendste Offenbarung Gottes — das war sein Bekenntnis und seine innere Gesinnung.

Die Tagebuchnotizen der ersten Reise sind nur flüchtige, flatternde Worte, ein Überschwang an unfesten und unberechenbaren Gefühlen und doch auch ein leises Grauen vor der Größe und Randlosigkeit der unendlichen Natur. Goethe ist umsponnen von Empfindsamkeit und weiblichem Mitgefühl an allen Dingen. Erst später klären sich diese Empfindungen und der Zusammenhang mit der Natur. Das Eingefügtsein in die Natur vertieft sich immer mehr. Unsichtbare Fäden verknüpfen das Band fest und fester und machen den Dichter nach der Ruhe und dem stillen Glück da draußen in der Abgeschiedenheit sehnsüchtig. Auch die Liebe zu seiner Seelenfreundin Frau von Stein färbte Goethes Natur hell. Er wurde klar und ruhig. Natur und Liebe vereinten sich zu schönem Bunde und umschlossen ihn. Sie brachten den ersehnten Frieden.

Die zweite Schweizer Reise erweckt das Gefühl der Größe und Erhabenheit und gewinnt poetische Gestalt, als Goethe den Staubbach sieht. „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser!" Phantasie und Sehen durchwirken einander und schaffen die wundervollen Verse, denen so viel von einer Vision hinzugegeben ist. Und doch rührt ihn auch in diesen Tagen ein leichtes Grauen an und Angstgefühle umhüllen seine Seele. Er fühlt: wie klein ist der Mensch, aber wie groß ist das Göttliche, das Geheimnis der Natur. In ihm ist tiefe Demut. Das alte Kleid war von ihm abgeglitten. Er litt nicht mehr an der Wirklichkeit. Die Nebel, die früher seine Seele eingehüllt

* Vgl. Artur Kutscher: Das Naturgefühl in Goethes Lyrik bis zur Ausgabe der Schriften 1789. Leipzig, 1906. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin.)

hatten, waren gesunken und die Sonne beschien einen neuen Morgen. „Edel sei der Mensch — hilfreich und gut." So kam ihm die neue lichte Weisheit des Lebens und sie erwuchs ihm aus seiner Naturanschauung. Sein Sinn erkennt fest und ruhig das Ewige, Begütigende, niemals Irrende oder Zögernde im Rundlauf des Lebens. Nicht Sehnsucht nach Vorwärtsstreben fördert unsere Bahn. Nur die Bestimmung allein ist es, der wir folgen. Die Natur fordert von uns helfende Liebe, moralische Stärke, Sichertragen und Stützen. Der Haß muß zum Schweigen kommen, der Unwillen schwinden, damit die Liebe reden und siegen kann. In „Wanderers Nachtlied" finden wir die innigste Vereinigung von Natur und Seele. Es redet der gereifte Mensch. Und bergen nicht die letzten Zeilen einen Doppelsinn, ist nicht die innere Ruhe, die ihn beglückt, die ihm so reizvoll scheint, der Friede, den alles atmet, das Spiegelbild des Todes, der von ferne ruft? Ganz leise nur, er ist noch weit, aber er hört ihn schon. „Die Zeit kommt doch bald, wo wir zerstört werden, in die Elemente zurückkehren, aus denen wir genommen sind." . . . Der diese Worte schrieb, litt nicht mehr am Leben und nicht mehr an sich selbst.

Später tritt die Kunst allem voran und verbindet sich mit der Natur. Sie drängt sie aber auch etwas zur Seite. Die Jahreszeiten des Lebens bringen noch manche Änderung in Goethes Empfinden. Der Mensch wandelt sich und mit ihm die gesehene Natur. Sie hält gleichen Schritt mit dem Geschehen der Seele. Durch die Wissenschaft will nun der Dichter den Zusammenhang der Dinge begreifen lernen. Er stürmt nicht mehr der Unendlichkeit nach, zögernd hält er seine Schritte inne vor der Grenzenlosigkeit der Natur. Und die Aufzeichnungen seiner dritten Schweizer Reise erhalten ihren inneren Sinn durch Gefühlszucht, gewollte Tatsächlichkeit und Wahrhaftigkeit. Er sieht die Bilder klar, wie ein wissenschaftliches Präparat. Nur rückwirkend stellen sich Empfindungen von Großartigkeit und Weite ein. Das war die Kunst, die Natur rein und frisch zu schauen und auf die Seele wirken zu lassen. So hatte sich für ihn der Lebensgehalt vertieft. . . . Goethe war ruhig geworden. Nur blieb ihm immer die Sehnsucht, sein Daseinsgefühl allem Lebenswerten zu nähern, auch das Alltägliche leise zu verklären und viel Menschliches durchzuerfahren. So erscheint ihm denn „jede begrenzte Existenz beneidenswert, ihn verlangt nach einigem Ruhigen, Festen in seinem Dasein. Das ist der metaphysische Sinn seines Geistes, der sich erst religiös, dann naturforschend-philosophisch äußerte. Volles Genüge ward dieser Sehnsucht erst in der Hingabe an das Ganze und Eine, welches die Unruhe des Willens stillt, wie sie dem individuellen Dasein anhaftet". (Wilhelm Dilthey.) Goethe hat in seinen Naturerlebnissen nicht nur das Ungewußte, Unerforschliche so oft vor sich als Werdendes, Verwandelndes, Gewordenes, Erstarrtes gesehen, nein, gerade auf dem Kleinsten und Innigsten ruhte oft sein Auge. Er hat die Dinge gekannt. Ich glaube, das ist der Kern seiner Naturlehre. Er wußte um die Größe einer Sache, wenn sie auch klein war. Aber alles, was er darüber sann und sagte, wurde Selbsterlebnis, Selbstbekenntnis und Selbstkritik. Seine Wahrheit, Dichtung und Liebe sind darin verankert.

Manche Wandlungen seines Lebens und seiner innersten Seele waren durch das innige Bündnis mit der Natur entstanden. Aus vielen seiner Werke glänzen die flimmernden Schneefirnen des Berner Oberlandes, rauschen die Wasser des Rheinfalles und des Staubbaches, und die geschauten Wunder durchwehen sie wie ein Schimmer aus dem Lande einer großen Sehnsucht. Jugendübermut und vertiefte Männlichkeit reichen sich die Hände in der Erinnerung an die blauen, dunstigen Fernen der Berge, an Gletscherglanz und ziehende Wolken, an klare Seen und grüne Weinhügel, an schroffe Felsenabgründe und Berge wie Riesen. Das alles zusammen ist S c h w e i z! Es ist, als ob Goethe da oben in der weißen Einsamkeit, wo man des Todes Tritte im Schnee sieht, die Gottheit wirklich geschaut hätte, deren Nähe er so oft zu fühlen glaubte. Es war ein Wechsel in Zeiten und Geschehnissen, ein Aufstieg vom beginnenden Großen zum Größten, ein Regenbogen, den alle Farben der Empfindungen wölbten, vom wirklich Erlebten in der Jugend durch das ganze Leben hinüber bis zum verschleierten Erinnern und Ungefähr im hohen Alter.

War doch gestern Dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmischer Nacht Dir um den Scheitel ergoß;
Jugend, ach! ist dem Alter so nahe durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

* * *

Im Vorgehenden habe in ganz knappen Strichen die Geschichte Goethes in der Schweiz darzustellen versucht. Die Abhandlung will nur als Skizze verstanden sein. Alles, was Goethe selbst ausführlich erzählt, blieb weg und ist darum überall auf die betreffenden Texte verwiesen. Ich gab nur den Rahmen zum Folgenden. Goethes Wort ist das füllende Bild. Was die Textgestalt angeht, so liegt ihr die Cottasche Jubiläumsausgabe Goethes sämtlicher Werke (herausgegeben von Eduard von der Hellen) zu grunde. Ihr sind entnommen: Briefe aus der Schweiz (Erste Abteilung), Dichtung und Wahrheit (4. Teil, 18. und 19. Buch), Briefe aus der Schweiz 1779, Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg und Tübingen im Jahre 1797. Für die Auswahl verschiedener Briefe Goethes, die sich auf die Schweizer Reisen beziehen, benützte ich die Weimarer Ausgabe seiner Werke, Dübis grundlegende Studie, „Johann Heinrich Merck und Bern. Mit ungedruckten Briefen. Zugleich ein Beitrag zu Goethes Schweizer Reise vom Jahre 1779" und Ernst Hartungs Anthologie „Alles um Liebe" (München, Verlag Wilhelm Langewische-Brandt). Die Texte habe ich stellenweise gekürzt.

Der öffentlichen Kunstsammlung in Basel, der k. k. Universitätsbibliothek in Wien und dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar sage ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank, ebenso meinem Freunde Direktor Dr. Franz Strunz, Privat- und Honorardozenten an der k. k. Technischen Hochschule in Wien, den Herren Dr. Heinrich Dübi in Bern, Dr. A. Dreyer in München, Dr. August Sauer, o. ö. Professor an der k. k. deutschen Universität in Prag und dem Verlag Gerlach u. Wiedling in Wien. Ihr reges Interesse hat meiner Arbeit reiche Förderung gegeben.

Wien-Dornbach im Herbst 1913.

Eugenie Benisch-Darlang.

Vevey.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Briefe aus der Schweiz.

Erste Abteilung.

1775.

Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgeteilt wurden, behauptete man, sie unter Werthers Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen und mögen übrigens dem Gefühl und Urteil des Lesers auf keine Weise vorgreifen: denn, wie dem auch sei, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Teilnahme durchlaufen können.

Wie ekeln mich meine Beschreibungen an, wenn ich sie wieder lese! nur dein Rat, dein Geheiß, dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch so viele Beschreibungen dieser Gegenstände, ehe ich sie sah. Gaben sie mir denn ein Bild, oder nur irgend einen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft, sie hervorzubringen, vergebens mein Geist, etwas dabei zu denken. Nun steh' ich und schaue diese Wunder, und wie wird mir dabei? ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte so gern etwas dabei denken und empfinden. Diese herrliche Gegenwart regt mein Innerstes auf, fordert mich zur Tätigkeit auf, und was kann ich tun, was tue ich! Da setz' ich mich hin und schreibe und beschreibe. So geht denn hin, ihr Beschreibungen! betrügt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas tue, daß er etwas sieht und liest. —

Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann! besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Märchen immerfort, man hört bis zum Überdruß: sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Faubasereien und Philistereien, und da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe wert, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmeltier gefangen gehalten wird.

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes notgedrungenes Menschenwerk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz, den Mist! und staunende Wahnsinnige! — Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht tun müssen: so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich sonst die Wolken schon reizten, mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so steh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Atem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite schlenkert, greif' ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte; ich schleudere ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? was soll sie heißen, und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?

Man sagt mir wieder, daß die Menschen, die mich unterwegs gesehen haben, sehr wenig mit mir zufrieden sind. Ich will es gern glauben, denn auch niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht! daß die Gesellschaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem ist, daß das, was sie mir sagen, mich nicht interessiert, daß das, was sie mir zeigen, mir entweder gleichgültig ist oder mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen

Schuhen fangen an, zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag schicklich oder unschicklich sein, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich wert bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Übung ertragen hat. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man schickte uns neulich einen Korb mit Obst; ich war entzückt wie von einem himmlischen Anblick: dieser Reichtum, diese Fülle, diese Mannigfaltigkeit und Verwandtschaft! Ich konnte mich nicht überwinden, eine Beere abzupflücken, eine Pfirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß, dieser Genuß des Auges und des inneren Sinnes ist höher, des Menschen würdiger, er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen, er gab mir Recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: „Ja, wir sind nicht wert, diese herrlichen Naturprodukte zu zerstören, wahrlich, es wäre schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke." Wie gern sah ich den Korb wegtragen! wie liebte ich Ferdinanden! wie dankte ich ihm für das Gefühl, das er in mir erregte, über die Aussicht, die er mir gab. Ja wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mitteilen, es denen aufopfern, die uns lieb und wert sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese, bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist eben so viel Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Kreatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflexion gekommen bin, will ich dir sagen: Vorgestern gesellte sich ein junger Mensch zu uns, der mir und Ferdinanden äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt fürs Äußere so auffallend, wir hielten ihn so weit unter uns, und überall war er besser aufgenommen als wir. Unter andern Torheiten trug er eine Unterweste von rotem Atlas, die am Halse so zugeschnitten war, daß sie wie ein Ordensband aussah. Wir konnten unsern Spott über diese Albernheit nicht verbergen; er ließ alles über sich ergehen, zog den besten Vorteil hervor und lachte uns wahrscheinlich heimlich aus. Denn Wirt und Wirtin, Kutscher, Knecht und Mägde, sogar einige Passagiere ließen sich durch diese Scheinzierde betrügen, begegneten ihm höflicher als uns, er war zuerst bedient, und zu unserer größten Demütigung sahen wir, daß die hübschen Mädchen im Haus besonders nach ihm schielten. Zuletzt mußten wir die durch sein vornehmes Wesen teurer gewordne Zeche zu gleichen Teilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? er wahrhaftig nicht!

Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Öfen antrifft. Hier hast du die Zeichnung von einem solchen Lehrbild, das mich besonders ansprach. Ein Pferd, mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden, grast umher, so weit es ihm der Strick zuläßt; unten steht geschrieben: „Laß mich mein bescheiden Teil Speise dahin nehmen." So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hause komme und nach eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, mein Pflicht tue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemessenen Unterhalt empfahe. Ja ich komme zurück, und was mich erwartet, war wohl der Mühe wert, diese Berghöhen zu erklettern, diese Täler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, daß es eine Natur gibt, die durch eine ewige stumme Notwendigkeit besteht, die unbedürftig gefühllos und göttlich ist, indes wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfnis zu sichern haben und nebenher alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen, unvergleichlichen Naturszenen werden immer vor meinem Geiste stehen; ja ich habe die römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.

Es ist mir nie so deutlich geworden, wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich sein könnte, so gut glücklich sein könnte wie jeder andere, wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu tun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert; er arbeitet, ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Tier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler hinter seiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht, diese erste und notwendige Beschäftigung der Menschen ist mir zuwider; man äfft die Natur nach, die ihre Samen überall ausstreut, und will nun auf diesem besondern Feld diese besondre Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht so; das Unkraut wächst mächtig, Kälte und Nässe schadet der Saat, und Hagelwetter zerstört sie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er sein Paroli gewinnt oder verliert. Ein solcher ungewisser, zweideutiger Zustand mag den Menschen wohl angemessen sein, in unserer Dumpfheit, da wir nicht wissen, woher wir kommen noch wohin wir gehen. Mag es denn auch erträglich sein, seine Bemühungen dem Zufall zu übergeben; hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht schlecht aussieht, seiner Götter zu gedenken und die Sünden seiner Gemeine mit Naturbegebenheiten zusammenzuhängen.

So habe ich denn Ferdinanden nichts vorzuwerfen! auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Abenteuer? warum brauche ich das alberne Wort, es ist nichts Abenteuerliches in einem sanften Zuge, der Menschen zu Menschen hinzieht. Unser bürgerliches Leben, unsere falschen Verhältnisse, das sind die Abenteuer, das sind die Ungeheuer, und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bei dem Herrn Tüdou eingeführt, und wir fanden uns in der Familie sehr glücklich: reiche offne, gute, lebhafte Menschen, die das Glück des Tages, ihres Vermögens, der herrlichen Lage mit ihren Kindern sorglos und anständig genießen. Wir jungen Leute waren nicht genötigt, wie es in so vielen steifen Häusern geschieht, uns um der Alten willen am Spieltisch aufzuopfern. Die Alten gesellten sich vielmehr zu uns, Vater, Mutter und Tanten, wenn wir kleine Spiele aufbrachten, in denen Zufall, Geist und Witz durch einander wirken. Eleonore, denn ich muß sie nun doch einmal nennen, die zweite Tochter — ewig wird mir ihr Bild gegenwärtig sein —, eine schlanke, zarte Gestalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blasse Farbe, die bei Mädchen dieses Alters eher reizend als abschreckend ist, weil sie auf eine heilbare Krankheit deutet; im ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie schien fröhlich und lebhaft, und man war so gern mit ihr. Bald, ja ich darf sagen gleich, gleich den ersten Abend gesellte sie sich zu mir, setzte sich neben mich, und wenn uns das Spiel trennte, wußte sie mich doch wieder zu finden. Ich war froh und heiter; die Reise, das schöne Wetter, die Gegend, alles hatte mich zu einer unbedingten, ja ich möchte fast sagen zu einer aufgespannten Fröhlichkeit gestimmt; ich nahm sie von jedem auf und teilte sie jedem mit, sogar Ferdinand schien einen Augenblick seiner Schönen zu vergessen. Wir hatten uns in abwechselnden Spielen erschöpft, als wir endlich aufs Heiraten fielen, das als Spiel lustig genug ist. Die Namen von Männern und Frauen werden in zwei Hüte geworfen und so die Ehen gegen einander gezogen. Auf jede, die herauskommt, macht eine Person in der Gesellschaft, an der die Reihe ist, das Gedicht. Alle Personen in der Gesellschaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutenden Personen, die wir aus ihrem Kreise kannten, und um die Zahl der Kandidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekanntesten Personen der politischen und literarischen Welt mit hinein. Wir fingen an, und es wurden gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht jedermann konnte mit den Versen sogleich nach; sie, Ferdinand und ich, und eine von den Tanten, die sehr artige französische Verse macht, wir teilten uns bald in das Sekretariat. Die Einfälle waren meist gut und die Verse leidlich; besonders hatten die ihrigen ein Naturell, das sich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung, ohne eben geistreich zu sein, Scherz ohne Spott, und einen guten Willen gegen jedermann. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden, als man die Verse seiner Tochter neben den unsern für die besten anerkennen mußte. Unser unmäßiger Beifall freute ihn hoch; wir lobten, wie man das Unerwartete preist, wie man preist, wenn uns der Autor bestochen hat. Endlich kam auch mein Los, und der Himmel hatte mich ehrenvoll bedacht; es war niemand weniger als die russische Kaiserin, die man mir zur Gefährtin meines Lebens herausgezogen hatte. Man lachte herzlich, und Eleonore behauptete, auf ein so hohes Beilager müßte sich die ganze Gesellschaft angreifen. Alle griffen sich an, einige Federn waren zerkaut, sie war zuerst fertig, wollte aber zuletzt lesen, die Mutter und die eine

Tante brachten gar nichts zu stande, und obgleich der Vater ein wenig gradezu, Ferdinand schalkhaft und die Tante zurückhaltend gewesen war, so konnte man doch durch alles ihre Freundschaft und gute Meinung sehen. Endlich kam es an sie, sie holte tief Atem, ihre Heiterkeit und Freiheit verließ sie, sie las nicht, sie lispelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern. Ich war erstaunt, erschrocken: so bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüten auf mich herunterschüttelte. Jedermann schwieg, Ferdinanden verließ seine Gegenwart des Geistes nicht, er rief: „Schön, sehr schön! er verdient das Gedicht so wenig als ein Kaisertum." — „Wenn wir es nur verstanden hätten," sagte der Vater; man verlangte, ich sollte es noch einmal lesen. Meine Augen hatten bisher auf diesen köstlichen Worten geruht, ein Schauder überlief mich vom Kopf bis auf die Füße, Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; sie ließ ihn kaum endigen, als sie schon ein anderes Los zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr, und das Essen ward aufgetragen.

Soll ich, oder soll ich nicht? Ist es gut, dir etwas zu verschweigen, dem ich so viel, dem ich alles sage? Soll ich dir etwas Bedeutendes verschweigen, indessen ich dich mit so vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß niemand lesen möchte als du, der du eine so große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt hast; oder soll ich etwas verschweigen, weil es dir einen falschen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein! du kennst mich besser, als ich mich selbst kenne; du wirst auch das, was du mir nicht zutraust, zurecht legen, wenn ich's tun konnte; du wirst mich, wenn ich tadelnswert bin, nicht verschonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen sollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunstwerken, wenn sie wahr, wenn sie unmittelbar geistreiche Aussprüche der Natur sind, macht jedem Besitzer, jedem Liebhaber die größte Freude. Diejenigen, die sich Kenner nennen, sind nicht immer meiner Meinung; nun geht mich doch ihre Kennerschaft nichts an, wenn ich glücklich bin. Drückt sich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein, bleiben die Bilder nicht fest vor meiner Stirn, verschönern sie sich nicht, und freuen sie sich nicht, den durch Menschengeist verschönerten Bildern der Kunst zu begegnen? Ich gestehe dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberei zur Kunst, daß ich jene so schön, so schön, so glänzend und so entzückend sah, daß mich das Nachstreben des Künstlers, das unvollkommene Nachstreben, fast wie vollkommenes Vorbild hinriß. Geistreiche gefühlte Kunstwerke sind es, die mich entzücken. Das kalte Wesen, das sich in einen beschränkten Zirkel einer gewissen dürftigen Manier, eines kümmerlichen Fleißes einschränkt, ist mir ganz unerträglich. Du siehst daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur solchen Kunstwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenstände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen vergleichen konnte. Ländliche Gegenden mit dem, was in ihnen lebt und webt, Blumen und Fruchtstücke, gotische Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Porträt, das konnt' ich erkennen, fühlen und, wenn du willst, gewissermaßen beurteilen. Der wackre M. hatte seine Freude an meinem Wesen und trieb, ohne daß ich es übel

Genf.

Oberkogler.

Ansicht der Stadt Fribourg in der Schweiz.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

nehmen konnte, seinen Scherz mit mir. Er übersieht mich so weit in diesem Fache, und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich spottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte sich abgemerkt, was mir zunächst auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntschaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches Schätzenswerte sein möchte, das mir erst die Zeit entdecken würde. Ich lasse das dahingestellt sein und muß denn doch, meine Feder mag auch noch so viele Umschweife nehmen, zur Sache kommen, die ich dir, obwohl mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich sehe dich in deiner Stube, in deinem Hausgärtchen, wo du bei einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und lesen wirst. Können mir deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? werden deiner Einbildungskraft die Verhältnisse und die Umstände so deutlich sein? und wirst du gegen einen abwesenden Freund so nachsichtig bleiben, als ich dich in der Gegenwart oft gefunden habe?

Nachdem mein Kunstfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich wert hielt, stufenweis bessere Stücke zu sehen, brachte er, nicht ohne geheimnisvolle Miene, einen Kasten herbei, der eröffnet mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den goldnen Regen in ihrem Schoße empfängt. Ich erstaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geistreiche des sinnlichsten Gegenstandes; und doch stand ich nur in Betrachtung davor, es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unaussprechliche Lust in mir. Mein Freund, der mir vieles von den Verdiensten dieses Bildes vorsagte, bemerkte über sein eignes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an diesem trefflichen Bilde die Vorzüge der italienischen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieses Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie! sagte ich zu mir selbst, in welchem besondren Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeschränkten Menschen? ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine, alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung eben so lebhaft wieder entgegen; und vom Meisterstücke der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht im stande, weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurteilen. Nein! ich will nicht länger in dem stumpfen Zustande bleiben, ich will mir die Gestalt des Menschen eindrücken wie die Gestalt der Trauben und Pfirschen.

Ich veranlaßte Ferdinanden, zu baden im See; wie herrlich ist mein junger Freund gebildet! welch ein Ebenmaß aller Teile! welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend, welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit diesem vollkommenen Muster der menschlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölkre ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten; ihn seh' ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narciß sich in der Quelle bespiegeln!

Noch aber fehlt mir leider Venus, die ihn zurückhält, Venus, die seinen Tod betrauert, die schöne Echo, die noch einen Blick auf den kalten Jüngling wirft, ehe sie verschwindet. Ich nahm mir fest vor, es koste was es wolle, ein Mädchen in dem

Naturzustande zu sehen, wie ich meinen Freund gesehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieser großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen sein, die sich für einen gewissen Preis dem Mann überlassen? und sollte nicht eine darunter schön und willig genug sein, meinen Augen ein Fest zu geben? Ich horchte an dem Lohnbedienten, der sich mir, jedoch nur langsam und auf eine kluge Weise, näherte. Natürlich sagte ich ihm nichts von meiner Absicht; er mochte von mir denken, was er wollte, denn man will lieber jemanden lasterhaft als lächerlich erscheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; sie empfing mich mit viel Vorsicht und Bedenklichkeiten: es sei, meinte sie, überall und besonders in Genf gefährlich, der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich sogleich, was ich für einen Dienst von ihr verlange. Mein Märchen glückte mir, und die Lüge ging mir geläufig vom Munde. Ich war ein Maler, hatte Landschaften gezeichnet, die ich nun durch die Gestalten schöner Nymphen zu heroischen Landschaften erheben wolle. Ich sagte die wunderlichsten Dinge, die sie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie schüttelte dagegen den Kopf und versicherte mir: es sei schwer, meinen Wunsch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen werde sich nicht leicht dazu entschließen, es werde mich was kosten, sie wolle sehen. Was? rief ich aus, ein ehrbares Mädchen ergibt sich für einen leidlichen Preis einem fremden Mann. — „Allerdings." — Und sie will nicht nackend vor seinen Augen erscheinen? — „Keineswegs; dazu gehört viel Entschließung." — Selbst wenn sie schön ist? —„Auch dann. Genug, ich will sehen, was ich für Sie tun kann, Sie sind ein junger artiger hübscher Mann, für den man sich schon Mühe geben muß."

Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen: „Ja!" rief sie aus, „ein Maler, das muß es wohl sein, denn Sie sind weder alt noch vornehm genug, um dergleichen Szenen zu bedürfen." Sie bestellte mich auf den folgenden Tag, und so schieden wir aus einander.

Ich kann heute nicht vermeiden, mit Ferdinand in eine große Gesellschaft zu gehen, und auf den Abend steht mir das Abenteuer bevor. Es wird einen schönen Gegensatz geben. Schon kenne ich diese verwünschte Gesellschaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen spielen, die jungen, daß man mit ihnen liebäugeln soll, wo man dann dem Gelehrten zuhören, den Geistlichen verehren, dem Edelmann Platz machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leidliche Gestalt beleuchten, die noch dazu hinter einen barbarischen Putz versteckt ist. Soll ich Französisch reden, eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell lebhaft und eigentümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache tun, sich mit schon gestempelten hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen. Heute will ich mit Ruhe ein paar Stunden die schlechten Späße ertragen in der Aussicht auf die sonderbare Szene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer ist bestanden, vollkommen nach meinen Wünschen, über meine Wünsche, und doch weiß ich nicht, ob ich mich darüber freuen oder ob ich mich tadeln

soll. Sind wir denn nicht gemacht, das Schöne rein zu beschauen, ohne Eigennutz das Gute hervor zu bringen? Fürchte nichts und höre mich: ich habe mir nichts vorzuwerfen, der Anblick hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht, aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O! stünd' ich nur schon den großen Eismassen gegenüber, um mich wieder abzukühlen! Ich schlich mich aus der Gesellschaft und, in meinen Mantel gewickelt, nicht ohne Bewegung zur Alten. „Wo haben Sie Ihr Portefeuille?" rief sie aus. — Ich hab' es diesmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen studieren. — „Ihre Arbeiten müssen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie so teure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davon kommen. Das Mädchen verlangt ***, und mir können Sie auch für meine Bemühung unter ** nicht geben. (Du verzeihst mir, wenn ich dir den Preis nicht gestehe.) Dafür sind Sie aber auch bedient, wie Sie es wünschen können. Ich hoffe, Sie sollen meine Vorsorge loben; so einen Augenschmaus, den Sie noch nicht gehabt und ... das Anfühlen haben Sie umsonst."

Sie brachte mich darauf in ein kleines artig möbliertes Zimmer: ein sauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Nische stand ein sehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgestelltem Spiegel, und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreiarmigen Leuchter, auf dem schöne helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette brannten zwei Lichter. Ein erloschenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Sessel an, dem Bette gegenüber, am Kamin, und entfernte sich. Es währte nicht lange, so kam zu der entgegengesetzten Türe ein großes, herrlich gebildetes, schönes Frauenzimmer heraus, ihre Kleidung unterschied sich nicht von der gewöhnlichen. Sie schien mich nicht zu bemerken, warf ihren schwarzen Mantel ab und setzte sich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Gesicht bedeckt hatte, vom Kopfe, eine schöne regelmäßige Bildung zeigte sich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an, sich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinahe, möcht' ich sagen, mir einen schauerlichen Eindruck machte. Ach! mein Freund, ist es nicht, mit unsern Meinungen, unsern Vorurteilen, Einrichtungen, Gesetzen und Grillen auch so? erschrecken wir nicht, wenn eine von diesen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Teil unserer wahren Natur entblößt dastehen soll? wir schaudern, wir schämen uns; aber vor keiner wunderlichen und abgeschmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entstellen, fühlen wir die mindeste Abneigung. Soll ich dir's gestehen, ich konnte mich eben so wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herabfiel, als vielleicht Freund L. sich in seinen Zustand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen sollte. Was sehen wir an den Weibern? was für Weiber gefallen uns, und wie konfundieren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh sieht gut aus, und wir rufen: welch ein schöner kleiner Fuß! Ein schmaler Schnürleib hat etwas Elegantes, und wir preisen die schöne Taille.

Ich beschreibe dir meine Reflexionen, weil ich dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darstellen kann, die mich das schöne Mädchen mit Anstand und Artigkeit sehen ließ. Alle Bewegungen folgten so natürlich auf einander, und doch

schienen sie so studiert zu sein. Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben, bescheiden bestieg sie ihr Lager, unbedeckt versuchte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlafe zu übergeben, endlich schien sie entschlummert. In der anmutigsten Stellung blieb sie eine Weile, ich konnte nur staunen und bewundern. Endlich schien ein leidenschaftlicher Traum sie zu beunruhigen, sie seufzte tief, veränderte heftig die Stellung, stammelte den Namen eines Geliebten und schien ihre Arme gegen ihn auszustrecken. „Komm!" rief sie endlich mit vernehmlicher Stimme, „komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich schlafe wirklich ein." In dem Augenblick ergriff sie die seidne durchnähte Decke, zog sie über sich her, und ein allerliebstes Gesicht sah unter ihr hervor.

Dichtung und Wahrheit.

Vierter Teil. Aus dem achtzehnten und neunzehnten Buch.

Die Schweizer Reise 1775.

... Um diese Zeit meldeten sich die Grafen Stolberg an*, die, auf einer Schweizerreise begriffen, bei uns einsprechen wollten. Ich war durch das frühste Auftauchen meines Talents im Göttinger Musenalmanach mit ihnen und sämtlichen jungen Männern, deren Wesen und Wirken bekannt genug ist, in ein gar freundliches Verhältnis geraten. Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die andern und habe davon viele Jahre auf mehr als eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürgern aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Ästhetischem unter diesen Gesellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Gebrüder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden sie mit offener Brust empfangen, mit gemütlicher Schicklichkeit. Sie wohnten im Gasthofe, waren zu Tische jedoch meistens bei uns. Das erste heitere Zusammensein zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten exzentrische Äußerungen hervor.

Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältnis. Sie wußte in ihrer tüchtigen graden Art sich gleich ins Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als Frau Aja ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.

Doch hiebei sollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einige Male zusammen getafelt, als schon nach ein und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein kam und man nach dem Blute solcher Wütriche lechzend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich, in Gottfrieds Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben: den König Kambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu

* Am 12. Mai 1775 kamen die Dichter des Hainbundes, die Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg nach Frankfurt und trafen dort mit Graf Kurt von Haugwitz zusammen.

haben triumphiert, wie ihr solches noch im Gedächtnis geblieben war. Diese und ähnliche, aber immer heftiger werdende Äußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angesprochen.

Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie aus: Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!

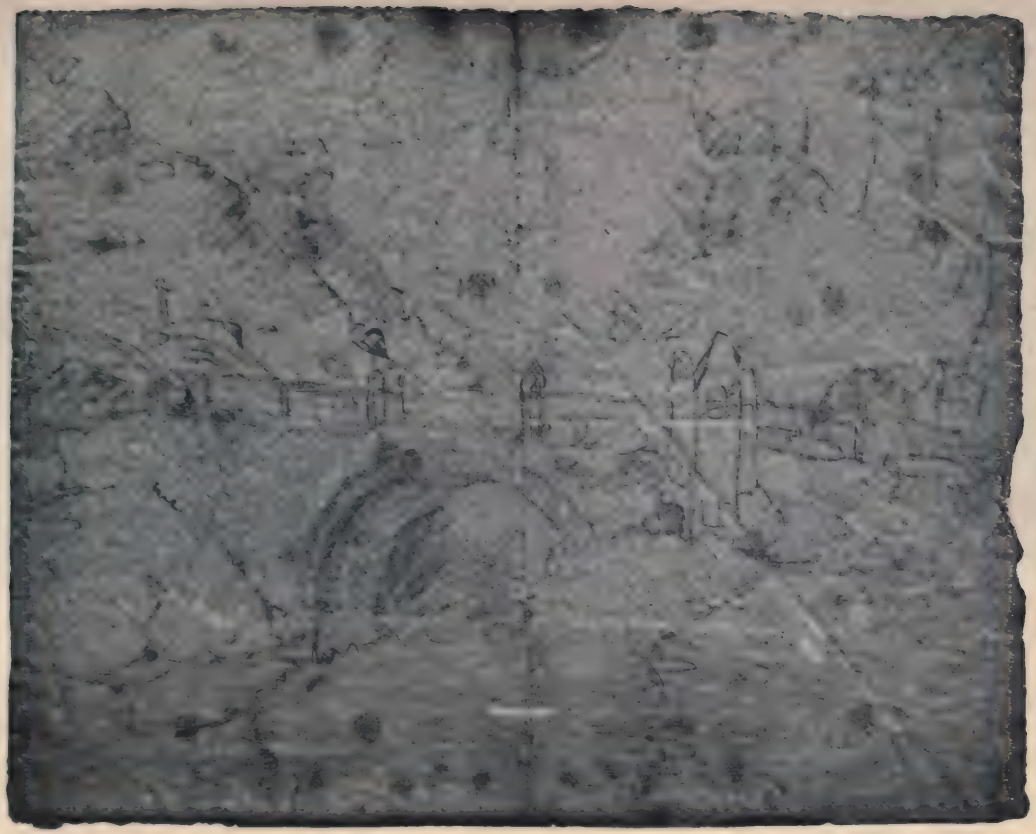
„Ja wohl, Tyrannenblut!" rief ich aus: „keinen größeren Tyrannen gibt es, als den, dessen Herzblut man euch vorsetzt. Labt euch daran, aber mäßig! denn ihr müßt befürchten, daß er euch durch Wohlgeschmack und Geist unterjoche. Der Weinstock ist der Universal-Tyrann, der ausgerottet werden sollte; zum Patron sollten wir deshalb den heiligen Lykurgus, den Thrazier, wählen und verehren: er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom betörenden Dämon Bacchus verblendet und verderbt, verdient er in der Zahl der Märtyrer obenan zu stehen.

„Dieser Weinstock ist der allerschlimmste Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltsamer. Die ersten Züge seines Blutes munden euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltsam nach; sie folgen sich wie eine Perlenschnur, die man zu zerreißen fürchtet."

Wenn ich hier, wie die besten Historiker getan, eine fingierte Rede statt jener Unterhaltung einzuschieben in Verdacht geraten könnte, so darf ich den Wunsch aussprechen, es möchte gleich ein Geschwindschreiber diese Peroration aufgefaßt und uns überliefert haben. Man würde die Motive genau dieselbigen und den Fluß der Rede vielleicht anmutiger und einladender finden. Überhaupt fehlt dieser gegenwärtigen Darstellung im Ganzen die weitläuftige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll.

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiselust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam, einen Versuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Aufforderung der Stolberge, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gerne sah und mir empfahl, einen Übergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied, trennt' ich mich von Lili; sie war mir so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden sah ich mich mit meinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Bei Hofe daselbst sollte man sich noch ganz schicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der jüngste von uns, wohlgestaltet, von zartem, edlem Ansehen, weichen, freundlichen Zügen, sich immer gleich, teilnehmend, aber mit solchem Maße, daß er gegen die andern als impassibel abstach.



Teufelsbrücke. Handzeichnung Goethes.

Mit Bewilligung des Goethe-Nationalmuseums in Weimar.

Er mußte deshalb von ihnen allerlei Spottreden und Benamsungen erdulden. Dies mochte gelten, so lange sie glaubten, als Naturkinder sich zeigen zu können; wo es aber denn doch auf Schicklichkeit ankam und man, nicht ungern, genötigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten, da wußte er alles einzuleiten und zu schlichten, daß wir, wenn nicht mit dem besten, doch mit leidlichem Rufe davon kamen.

Ich brachte unterdessen meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reise mephistophelisch querblickend ansah und meine Gefährten, die ihn auch besucht hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus, die unüberwindliche naive Gutmütigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Greuel. „Daß du mit diesen Burschen ziehst," rief er aus, „ist ein dummer Streich!" und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte, ihn zu übersehen, obschon ich ihn nicht sowohl übersah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

„Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben!" das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, das ich mir selbst wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „Dein Bestreben," sagte er, „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug." Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andere Dinge.

Unglücklicherweise, eh' sich die Gesellschaft von Darmstadt loslöste, gab es noch Anlaß, Mercks Meinung unumstößlich zu bekräftigen.

Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Begriff entstanden, man müsse sich in einen Naturzustand zu versetzen suchen, gehörte denn auch das Baden im freien Wasser, unter offnem Himmel; und unsre Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überstandener Schicklichkeit, auch dieses Unschickliche nicht unterlassen. Darmstadt, ohne fließendes Gewässer, in einer sandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieser Gelegenheit gehört. Die heiß genaturten und sich immer mehr erhitzenden Freunde suchten Labsal in diesem Weiher; nackte Jünglinge bei hellem Sonnenschein zu sehen, mochte wohl in dieser Gegend als etwas Besonderes erscheinen; es gab Skandal auf alle Fälle. Merck schärfte seine Konklusionen, und ich leugne nicht, ich beeilte unsre Abreise.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte sich, ungeachtet aller guten und edlen gemeinsamen Gefühle, doch schon eine gewisse Differenz in Gesinnung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenschaft: wie er genötigt worden, ein herzliches Liebesverhältnis mit einer schönen Engländerin aufzugeben, und deswegen eine so weite Reise unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen teilnehmend entdeckte, daß man solchen Empfindungen auch nicht fremd sei, so brach bei ihm das grenzenlose Gefühl der Jugend heraus: seiner Leidenschaft, seinen Schmerzen, so wie der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Geliebten dürfe sich in der Welt nichts gleichstellen. Wollte man solche Behauptung, wie es sich unter guten Gesellen wohl ziemt, durch mäßige Rede ins Gleichgewicht bringen, so schien sich die Sache nur zu ver-

schlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieses Thema fallen zu lassen. Angelangt in Mannheim, bezogen wir schöne Zimmer eines anständigen Gasthofes, und beim Dessert des ersten Mittagsessens, wo der Wein nicht war geschont worden, forderte uns Leopold auf, seiner Schönen Gesundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöse geschah. Nach geleerten Gläsern rief er aus: „Nun aber ist aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, deshalb vernichten wir diese Gefäße!“ und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich wider die Wand. Wir andern folgten, und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt das aus der Kindheit mit herüber, daß sie guten Gesellen nichts nachträgt, daß eine unbefangene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen ist.

Nachdem nunmehr die als englisch angesprochenen Gläser unsre Zeche verstärkt hatten, eilten wir nach Karlsruhe getrost und heiter, um uns zutraulich und sorglos in einen neuen Kreis zu begeben. Wir fanden Klopstock daselbst, welcher seine alte sittliche Herrschaft über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, so daß ich, mit den andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu sein.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürstlichen Senioren, besonders aber wegen seiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den deutschen Regenten hoch verehrt, unterhielt sich gern von staatswirtlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin, in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen tätig und bewandert, wollte auch mit anmutigen Reden eine gewisse Teilnahme beweisen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hause ihre schlechte Papierfabrikation und Begünstigung des Nachdruckers Macklot nicht ungeneckt lassen.

Am bedeutendsten war für mich, daß der junge Herzog von Sachsen-Weimar mit seiner edlen Braut, der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, hier zusammenkamen, um ein förmliches Ehebündnis einzugehen; wie denn auch deshalb Präsident von Moser bereits hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse ins Klare zu setzen und mit dem Oberhofmeister Grafen Görtz völlig abzuschließen. Meine Gespräche mit beiden hohen Personen waren die gemütlichsten, und sie schlossen sich bei der Abschieds-Audienz wiederholt mit der Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm sein, mich bald in Weimar zu sehen.

Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn, bei der Freundlichkeit, die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich teilte ihm die neusten Szenen des „Faust“ mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte.

Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Karlsruhe, auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden, einigermaßen beschwichtigt. Ich trennte mich von meinen Gesellen, indem ich einen Seitenweg einzuschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete diesen Schritt, meine Schwester zu sehen, für eine wahrhafte Prüfung. Ich

wußte, sie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Zuständen hätte schuld geben können. Sie war ein eigenes Wesen, von dem schwer zu sprechen ist; wir wollen suchen, das Mitteilbare hier zusammenzufassen.

Ein schöner Körperbau begünstigte sie; nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Teilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmut ermangelten.

Dazu kam noch, daß eine hohe stark gewölbte Stirn durch die leidige Mode, die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwängen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugnis gab. Ich kann mir denken, daß, wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Teil ihres Gesichtes mit Locken umwölken, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Besorgnis, andern zu mißfallen wie sich selbst. Rechne man hiezu noch das Unheil, daß ihre Haut selten rein war, ein Übel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Konzerten, Bällen und sonstigen Einladungen.

Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indes ihre übrigen herrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein fester, nicht leicht bezwinglicher Charakter, eine teilnehmende, Teilnahme bedürfende Seele, vorzügliche Geistesbildung, schöne Kenntnisse so wie Talente; einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, wäre sie von außen begünstigt worden, sie unter den gesuchtesten Frauen ihrer Zeit würde gegolten haben.

Zu allem diesen ist noch ein Wundersames zu offenbaren: in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir heraufgewachsen und wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner Rückkunft von der Akademie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Eindrücke alles Zufälligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wetzlar ging, schien ihr die Einsamkeit unerträglich; mein Freund Schlosser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene und, bei seinem strengen gewissenhaften Wesen, vielleicht erste Leidenschaft. Hier fand sich, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gätliche erwünschte Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, von solchen, die sie verabscheute, standhaft ausgeschlagen hatte, endlich anzunehmen sich, ich darf wohl sagen, bereden ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasierte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Äbtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeine gar gern denken mochte. Sie besaß alles, was ein solcher höherer Zustand verlangt; ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert. Über weibliche Seelen übte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüter zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist innerer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen, mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht ins Verkehrte ging, mit mir gemein hatte, so brauchte nichts Eigentümliches,

wodurch irgend ein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, sich vor ihr zu verbergen oder sich vor ihr zu genieren; weswegen unsere Geselligkeiten, wie wir schon früher gesehn, immer mannigfaltig, frei, artig, wenn auch gleich manchmal ans Kühne heran, sich bewegen mochten. Die Gewohnheit, mit jungen Frauenzimmern anständig und verbindlich umzugehen, ohne daß sogleich eine entscheidende Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernsten Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Emmendingen betrat.

Allein beim Abschiede nach kurzem Aufenthalte lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf das ernsteste eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung im Großherzogtum Baden gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undenkliche Weise. Soll ich meine Vermutung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft sein mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit weder dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswert. Seine gehoffte und dringend gewünschte Anstellung in Karlsruhe kam nicht zu stande. Mir aber klärte sich diese Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein stattliches einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er sich völlig gewachsen zeigte. Seinem Sinn, seiner Handlungsweise deuchte es ganz gemäß, hier allein zu stehen, nach Überzeugung zu handeln und über alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenschaft zu geben.

Dagegen ließ sich nichts einwenden, meine Schwester mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Residenz, wie sie gehofft hatte, sondern an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte; in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, so daß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung eines längstvertrauten Umgangs genoß.

Diese Zustände, diese Erfahrungen waren es, wodurch sie sich berechtigt glaubte, mir aufs ernsteste eine Trennung von Lili zu befehlen. Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einem wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater und eine in ihrer Art höchst häuslich-tätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört sein wollte in einem gemütlichen Gespräch mit jungen herangezogenen und auserwählten Persönlichkeiten.

Dagegen setzte sie mir Lilis Verhältnisse lebhaft ins Klare; denn ich hatte ihr teils schon in Briefen, teils aber in leidenschaftlich geschwätziger Vertraulichkeit alles haarklein vorgetragen.

Zürich.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Zürich.

Blick vom Gasthof zum Schwert auf die neue Brücke.

Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen.

Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem rätselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt: denn Amor, das Kind, hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.

Das einzige, was ich mir zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rheinfall bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet, in das wir zu treten gewillet sind; wo wir denn nach und nach, Stufe für Stufe immer in wachsendem Verhältnis, die Höhen mühsam erreichen sollen.

Der Anblick des Züricher Sees, von dem Tore des Schwertes genossen, ist mir auch noch gegenwärtig; ich sage von dem Tore des Gasthauses, denn ich trat nicht hinein, sondern ich eilte zu Lavatern. Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmutig ohnegleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zartfrommen Zügen, stimmte völlig, wie alles andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise.

Unsre nächste und fast ununterbrochene Unterhaltung war seine Physiognomik. Der erste Teil dieses seltsamen Werkes war, wenn ich nicht irre, schon völlig abgedruckt, oder wenigstens seiner Vollständigkeit nahe. Man darf es wohl als genialempirisch, als methodisch-kollektiv ansprechen. Ich hatte dazu das sonderbarste Verhältnis. Lavater wollte die ganze Welt zu Mitarbeitern und Teilnehmern; schon hatte er auf seiner Rheinreise so viel bedeutende Menschen porträtieren lassen, um durch ihre Persönlichkeit sie in das Interesse eines Werkes zu ziehen, in welchem sie selbst auftreten sollten. Eben so verfuhr er mit Künstlern; er rief einen jeden auf, ihm für seine Zwecke Zeichnungen zu senden. Sie kamen an und taugten nicht entschieden zu ihrer Bestimmung. Gleicherweise ließ er rechts und links in Kupfer stechen, und auch dieses gelang selten charakteristisch. Eine große Arbeit war von seiner Seite geleistet, mit Geld und Anstrengung aller Art ein bedeutendes Werk vorgearbeitet, der Physiognomik alle Ehre geboten; und wie nun daraus ein Band werden sollte, die Physiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beispiele belegt, sich der Würde einer Wissenschaft nähern sollte, so sagte keine Tafel, was sie zu sagen hatte: alle Platten mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche gar durch die Erklärungen weggelöscht werden. Es war für mich, der, eh' er fortschritt, immer Fuß zu fassen suchte, eine der penibelsten Aufgaben, die meiner Tätigkeit auferlegt werden konnte. Man urteile selbst. Das Manuskript mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht, alles zu tilgen, was mir mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was mir beliebte; wovon ich freilich sehr mäßig Gebrauch machte. Ein einzig Mal hatte er eine gewisse leidenschaftliche Kontrovers gegen einen ungerechten Tadler eingeschoben, die ich wegließ und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte; weswegen er mich schalt, jedoch später, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wer die vier Bände der Physiognomik durchblättert und, was ihn nicht reuen wird, durchliest, mag bedenken, welches Interesse unser Zusammensein gehabt habe, indem die meisten der darin vorkommenden Blätter schon gezeichnet und ein Teil gestochen waren, vorgelegt und beurteilt wurden und man die geistreichen Mittel überlegte, womit selbst das Untaugliche in diesem Falle lehrreich und also tauglich gemacht werden könnte.

Geh' ich das Lavaterische Werk nochmals durch, so macht es mir eine komisch-heitere Empfindung; es ist mir, als sähe ich die Schatten mir ehemals sehr bekannter Menschen vor mir, über die ich mich schon einmal geärgert und über die ich mich jetzt nicht erfreuen sollte.

Die Möglichkeit aber, so vieles unschicklich Gebildete einigermaßen zusammenzuhalten, lag in dem schönen und entschiedenen Talente des Zeichners und Kupferstechers Lips; er war in der Tat zur freien prosaischen Darstellung des Wirklichen geboren, worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderlich fordernden Physiognomisten und mußte deshalb genau aufpassen, um sich den Forderungen seines Meisters anzunähern; der talentreiche Bauernknabe fühlte die ganze Verpflichtung, die er einem geistlichen Herrn aus der so hoch privilegierten Stadt schuldig war, und besorgte sein Geschäft aufs beste.

In getrennter Wohnung von meinen Gesellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im geringsten Arges daran gehabt hätten, denselben immer fremder; unsre Landpartien paßten nicht mehr zusammen, obgleich in der Stadt noch einiger Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten sich mit allem jugendlich gräflichen Übermut auch bei Lavatern gemeldet, welchem gewandten Physiognomisten sie freilich etwas anders vorkamen als der übrigen Welt. Er äußerte sich gegen mich darüber, und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg sprechend, ausrief: „Ich weiß nicht, was ihr alle wollt; es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Herkules beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zarteren und, wenn es darauf ankommt, bestimmbareren jungen Mann gesehen. Ich bin noch weit von sicherer physiognomischer Einsicht entfernt, aber wie es mit euch und der Menge aussieht, ist doch gar zu betrübt."

Seit der Reise Lavaters an den Niederrhein hatte sich das Interesse an ihm und seinen physiognomischen Studien sehr lebhaft gesteigert; vielfache Gegenbesuche drängten sich zu ihm, so daß er sich einigermaßen in Verlegenheit fühlte, als der Erste geistlicher und geistreicher Männer angesehen und als einer betrachtet zu werden, der die Fremden allein nach sich hinzöge; daher er denn, um allem Neid und Mißgunst auszuweichen, alle diejenigen, die ihn besuchten, zu erinnern und anzutreiben wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen.

Der alte Bodmer ward hiebei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen, ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Limmat zusammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten Stadtmauer gar anmutig eine Vorstadt, teils in aneinander geschlossenen, teils einzelnen Häusern, halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand

Bodmers Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir, bei der Schönheit und Klarheit des Tages, schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten.

Wir wurden eine Stiege hoch in ein rings getäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein muntrer Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die besuchenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit so lange gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern fernern Lebensgang zu wünschen.

Wir dagegen priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt, eine wahrhaft idyllische Wohnung zeitlebens besessen und in hoher freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit stetem Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe.

Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Übersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man übersah vieles von dem, was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, so wie die Fruchtbarkeit des Sihlfeldes gegen Abend. Rückwärts links einen Teil des Zürichsees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Talufern, Erhöhungen, dem Auge unfaßlichen Mannigfaltigkeiten; worauf man denn, geblendet von allem diesen, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamsen man sich getraute, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche, was ihm so viele Jahre her täglich geworden war, schien ihm zu behagen; er ward, wenn man so sagen darf, ironisch teilnehmend, und wir schieden als die besten Freunde, wenn schon in unsern Geistern die Sehnsucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Überhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff stehe, mich von unserem würdigen Patriarchen zu beurlauben, so merk' ich erst, daß ich von seiner Gestalt und Gesichtsbildung, von seinen Bewegungen und seiner Art, sich zu benehmen, noch nichts ausgesprochen.

Überhaupt zwar finde ich nicht ganz schicklich, daß Reisende einen bedeutenden Mann, den sie besuchen, gleichsam signalisieren, als wenn sie Stoff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedenkt, daß es eigentlich nur ein Augenblick ist, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet und doch nur auf seine eigene Weise; und so kann der Besuchte bald wirklich, bald scheinbar als stolz oder demütig, als schweigsam oder gesprächig, als heiter oder verdrießlich erscheinen. In diesem besondern Falle aber möcht' ich mich damit entschuldigen, daß Bodmers ehrwürdige Person, in Worten geschildert, keinen gleich günstigen Eindruck machen dürfte. Glücklicherweise existiert das Bild nach Graff von Bause, welches vollkommen den Mann darstellt, wie er auch uns erschienen, und zwar mit seinem Blick der Beschauung und Betrachtung.

Ein besonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchst erwünschtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Passavant daselbst antraf. Sohn eines angesehenen reformierten Hauses meiner Vaterstadt, lebte er in der Schweiz,

an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinst als Prediger verkündigen sollte. Nicht von großer, aber gewandter Gestalt, versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine anmutige rasche Entschlossenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen. Im Ganzen eine teilnehmende mäßige Geschäftigkeit.

Kaum hatten wir, uns umarmend, die ersten Grüße gewechselt, als er mir gleich den Vorschlag tat, die kleinen Kantone zu besuchen, die er schon mit großem Entzücken durchwandert habe und mit deren Anblick er mich nun ergötzen und entzücken wolle.

Indes ich mit Lavatern die nächsten und wichtigsten Gegenstände durchgesprochen und wir unsre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beinah erschöpft hatten, waren meine muntern Reisegesellen schon auf mancherlei Wegen ausgezogen und hatten nach ihrer Weise sich in der Gegend umgetan. Passavant, mich mit herzlicher Freundschaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausschließenden Besitz meines Umgangs erworben zu haben und wußte daher, in Abwesenheit jener, mich um so eher in die Gebirge zu locken, als ich selbst entschieden geneigt war, in größter Ruhe und auf meine eigne Weise diese längst ersehnte Wanderung zu vollbringen. Wir schifften uns ein und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

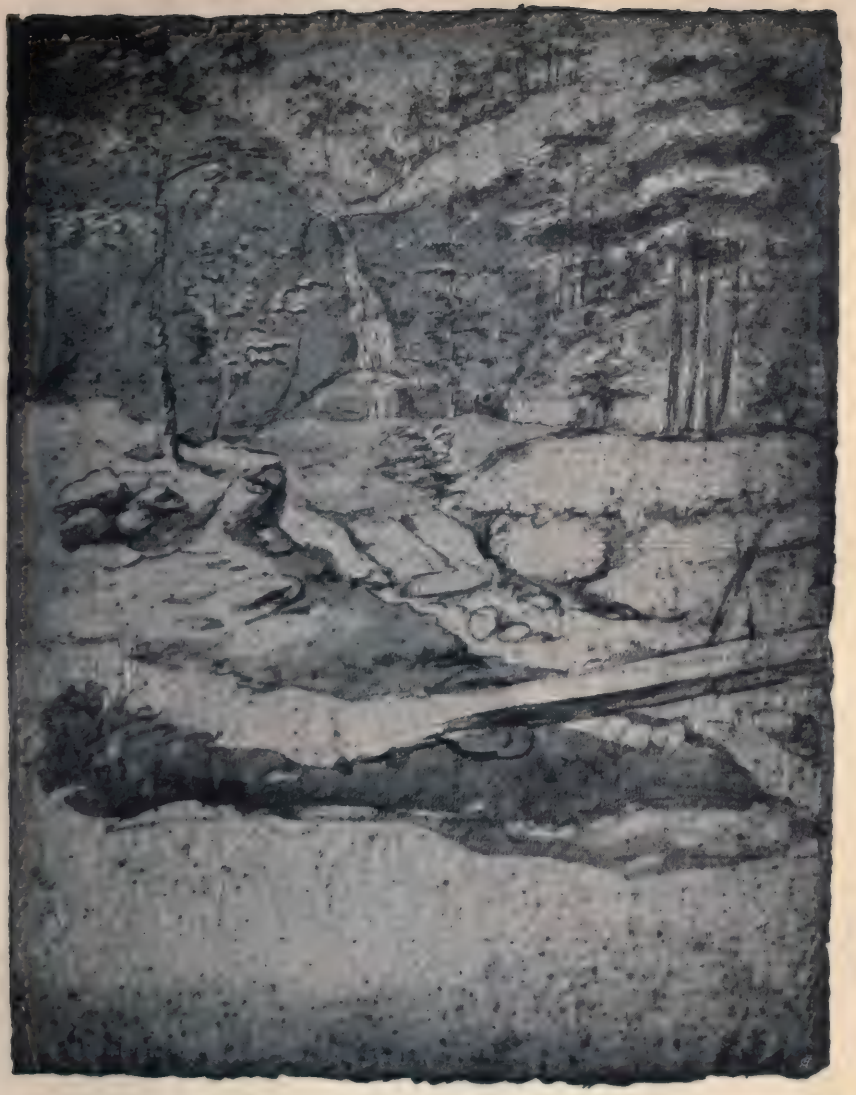
Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt:
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist:
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wir landeten in Richterswyl, wo wir an Doktor Hotze durch Lavater empfohlen waren. Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann ein ehr-



Rigi. 17. Juni 75. Handzeichnung Goethes.

Mit Bewilligung des Goethe-Nationalmuseums in Weimar.

würdiges Ansehn an seinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben sein Andenken nicht besser zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavaters Physiognomik hinweisen, die ihn bezeichnet.

Aufs beste bewirtet, aufs anmutigste und nützlichste auch über die nächsten Stationen unsrer Wanderung unterhalten, erstiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Tal von Schindeleggi wieder hinabsteigen sollten, kehrten wir uns nochmals um, die entzückende Aussicht über den Züricher See in uns aufzunehmen.

Wie mir zu Mute gewesen, deuten folgende Zeilen an, wie sie, damals geschrieben, noch in einem Gedenkheftchen aufbewahrt sind:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Ausdrucksvoller find' ich hier diese kleine Interjektion, als wie sie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt ist.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria Einsiedeln führten, konnten unserm guten Mut nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, schon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Gesang regelmäßig fortschritten, hatten uns eingeholt; wir ließen sie begrüßend vorbei, und sie belebten, indem sie uns zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese öden Höhen anmutig charakteristisch. Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der römischen Kirche dem Protestanten durchaus bedeutend und imposant sind, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und also auf den Kern dringend, anerkennt, ohne sich gerade in dem Augenblick mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln zu befassen.

Nun sahen wir in einem öden baumlosen Tale die prächtige Kirche hervorsteigen, das Kloster, von weitem ansehnlichem Umfang, in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um so eine große und mannigfaltige Anzahl von Gästen einigermaßen schicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor inkrustiert und so viel als möglich zu einer anständigen Kapelle verwandelt, war etwas Neues, von mir noch nie Gesehenes, dieses kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Scharen mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch sei, so deutet es auf ein grenzenloses Bedürfnis der Menschheit nach gleichem Licht, gleicher Wärme, wie es jener Erste im tiefsten Gefühl und sicherster Überzeugung gehegt und genossen. Man führte uns in die Schatz-

kammer, welche, reich und imposant genug, vor allem lebensgroße, wohl gar kolossale Büsten von Heiligen und Ordensstiftern dem staunenden Auge darbot.

Doch ganz andere Aufmerksamkeit erregte der Anblick eines darauf eröffneten Schrankes. Er enthielt altertümliche Kostbarkeiten, hierher gewidmet und verehrt. Verschiedene Kronen von merkwürdiger Goldschmiedsarbeit hielten meinen Blick fest, unter denen wieder eine ausschließlich betrachtet wurde. Eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit, wie man wohl ähnliche auf den Häuptern altertümlicher Königinnen gesehen, aber von so geschmackvoller Zeichnung, von solcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit, selbst die eingefugten farbigen Steine mit solcher Wahl und Geschicklichkeit verteilt und gegen einander gestellt — genug, ein Werk der Art, daß man es bei dem ersten Anblick für vollkommen erklärte, ohne diesen Eindruck kunstmäßig entwickeln zu können.

Auch ist in solchen Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüt zur Anwendung geneigt: man möchte das Kleinod besitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubnis, das Krönchen hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, diese Szene, durch einen talentvollen Maler verwirklicht, müßte einen höchst sinn- und gemütvollen Anblick geben. Da wäre es wohl der Mühe wert, der junge König zu sein, der sich auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwürbe.

Um uns die Besitztümer des Klosters vollständig sehen zu lassen, führte man uns in ein Kunst-, Kuriositäten- und Naturalienkabinett. Ich hatte damals von dem Wert solcher Dinge wenig Begriff: noch hatte mich die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der schönen Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angelockt, noch weniger eine phantastische Geologie mich in ihre Irrsale verschlungen; jedoch nötigte mich der herumführende Geistliche, einem fossilen, von Kennern, wie er sagte, höchst geschätzten, in einem blauen Schieferton wohl erhaltenen kleinen wilden Schweinskopf einige Aufmerksamkeit zu schenken, der auch, schwarz wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft geblieben ist. Man hatte ihn in der Gegend von Rapperswyl gefunden, in einer Gegend, die, morastig von Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nachwelt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas ein Kupferstich von Martin Schön an, das Abscheiden der Maria vorstellend. Freilich kann nur ein vollkommenes Exemplar uns einen Begriff von der Kunst eines solchen Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von dem Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen, daß wir die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können — es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen — nicht wieder loswerden. Warum sollt' ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß ich später nicht eher nachließ, als bis ich ebenfalls zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangt war?

Am 16. Juni 1775, denn hier find' ich zuerst das Datum verzeichnet, traten wir einen beschwerlichen Weg an; wilde steinige Höhen mußten überstiegen werden, und

zwar in vollkommener Einsamkeit und Öde. Abends drei Viertel auf Achte standen wir den Schwyzer Haken gegenüber, zweien Berggipfeln, die neben einander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen zum erstenmal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln hing er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehlichen Schluchten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer Rast, frisch und mit mutwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab und gelangten um zehn Uhr nach Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir löschten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den „Werther" schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuskript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgelose Plane bildend, im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend — dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stünde nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht."

Den 17ten Morgens sahen wir die Schwyzer Haken vor unsern Fenstern. An diesen ungeheuren unregelmäßigen Naturpyramiden stiegen Wolken nach Wolken hinauf. Um ein Uhr nachmittags von Schwyz weg, gegen den Rigi zu; um zwei Uhr auf dem Lauerzer See herrlicher Sonnenschein. Vor lauter Wonne sah man gar nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff; das war anmutig, wir ließen es geschehen. Auf der Insel langten wir an, wo sie sagen: hier habe der ehemalige Zwingherr gehaust; wie ihm auch sei, jetzt zwischen die Ruinen hat sich die Hütte des Waldbruders eingeschoben.

Wir bestiegen den Rigi; um halb Achte standen wir bei der Mutter Gottes im Schnee; sodann an der Kapelle, am Kloster vorbei, im Wirtshaus zum Ochsen.

Den 18ten Sonntags früh die Kapelle vom Ochsen aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem kalten Bad oder zum Dreischwestern-Brunnen. Ein Viertel nach Zwei hatten wir die Höhe erstiegen; wir fanden uns in Wolken, diesmal uns doppelt unangenehm: als die Aussicht hindernd und als niedergehender Nebel netzend. Aber als sie hie und da aus einander rissen und uns, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare herrliche sonnenbeschienene Welt als vortretende und wechselnde Bilder sehen ließen, bedauerten wir nicht mehr diese Zufälligkeiten; denn es war ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick, und wir verharrten lange in dieser gewissermaßen unbequemen Lage, um durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel besonnter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirtshaustüre zurück und stellten uns an gebackenen Fischen und Eiern und genugsamem Wein wieder her.

Wie es denn nun dämmerte und allmählich nachtete, beschäftigten ahnungsvoll zusammenstimmende Töne unser Ohr; das Glockengebimmel der Kapelle, das Plätschern des Brunnens, das Säuseln wechselnder Lüftchen, in der Ferne Waldhörner — es waren wohltätige, beruhigende, einlullende Momente.

Am 19ten früh halb Sieben erst aufwärts, dann hinab an den Waldstätter See, nach Fitznau; von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirtshaus am See. Gegen zwei Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren, darauf an der Platte, wo der Held aussprang und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseins und seiner Taten durch Malerei verewigt ist. Um drei Uhr in Flüelen, wo er eingeschifft ward, um vier Uhr in Altdorf, wo er den Apfel abschoß.

An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwände, die, steil bis in das Wasser hinabreichend, uns nichts zu sagen haben. Sie, die Unerschütterlichen, stehen so ruhig da, wie die Coulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist bloß den Personen zugedacht, die heute auf dem Zettel stehen.

Dergleichen Betrachtungen jedoch waren gänzlich außer dem Gesichtskreis jener Jünglinge; das Kurzvergangene hatten sie aus dem Sinne geschlagen, und die Zukunft lag so wunderbar unerforschlich vor ihnen wie das Gebirg, in das sie hineinstrebten.

Am 20sten brachen wir nach Amsteg auf, wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete. Hier nun, an diesem schon genugsam wilden Angebirge, wo die Reuß aus schrofferen Felsklüften hervordrang und das frische Schneewasser über die reinlichen Kiesbänke hinspielte, enthielt ich mich nicht, die gewünschte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauschenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr gingen wir von da weiter; eine Reihe Saumrosse zog vor uns her, wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sei. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten uns von diesem wundersamen Naturereignis, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben Fichtenwälder im Abgrund, durch welche die schäumende Reuß über Felsenstürze sich von Zeit zu Zeit sehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Wasen, wo wir, uns mit dem roten, schweren, sauren lombardischen Wein zu erquicken, erst mit Wasser nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingrediens ersetzen mußten, was die Natur in der Traube auszukochen versagt hatte. Der Wirt zeigte schöne Kristalle vor; ich war aber damals so entfernt von solchen Naturstudien, daß ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit diesen Bergerzeugnissen beschweren mochte.

Den 21sten halb sieben Uhr aufwärts; die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es, hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wild schien sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer

Scheideblick nach Italien vom Gotthard d. 22. Juni 1775. Handzeichnung Goethes.

Mit Bewilligung des Goethe-Nationalmuseums in Weimar.

bis ans Urserner Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsternis hob alles auf.

Aber freilich hatte sich der schelmische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritt überraschen mußte. Der mäßig schäumende Fluß schlängelte sich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umschlossenes, aber doch genugsam weites, zur Bewohnung einladendes Tal. Über dem reinlichen Örtchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegenstanden, erhob sich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angesiedelten vor höher herabrollenden Schneelawinen schützte. Die grünenden Wiesen des Tales waren wieder am Fluß her mit kurzen Weiden geschmückt; man erfreute sich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß; man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reisegefährte tat sich nicht wenig zu gute auf die Überraschung, die er so schicklich eingeleitet hatte.

An der Matte fand sich der berühmte Urserner Käse, und die exaltierten jungen Leute ließen sich einen leidlichen Wein trefflich schmecken, um ihr Behagen noch mehr zu erhöhen und ihren Projekten einen phantastischeren Schwung zu verleihen.

Den 22sten halb vier Uhr verließen wir unsere Herberge, um aus dem glatten Urserner Tal ins steinichte Liviner Tal einzutreten. Auch hier ward sogleich alle Fruchtbarkeit vermißt; nackte wie bemooste Felsen mit Schnee bedeckt, ruckweiser Sturmwind, Wolken heran- und vorbeiführend, Geräusch der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der höchsten Öde, wo man weder die Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man sich durch einen der schönsten, am meisten zum Bilde sich eignenden, in allen Abstufungen grandios mannigfaltigen Wasserfall, der, gerade in dieser Jahreszeit vom geschmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt, bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle fesselte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelseen, wie ich sie nennen möchte, weil sie von den atmosphärischen Streifen kaum zu unterscheiden waren. Nicht lange, so trat aus dem Dunste ein Gebäude entgegen: es war das Hospiz, und wir fühlten große Zufriedenheit, uns zunächst unter seinem gastlichen Dache schirmen zu können.

Neunzehntes Buch.

Durch das leichte Kläffen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen, aber rüstigen Frauensperson an der Türe freundlich empfangen. Sie entschuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen sei, jedoch diesen Abend wieder erwartet werde; alsdann aber sorgte sie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfnis. Eine warme geräumige Stube nahm uns auf; Brot, Käse und trinkbarer Wein wurden aufgesetzt, auch ein hinreichendes Abendessen versprochen. Nun wurden die Überraschungen des Tages wieder aufgenommen, und der Freund tat sich höchlich darauf zu gute, daß alles so

wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt sei, dessen Eindrücke weder Poesie noch Prosa wieder herzustellen im stande.

Bei spät eintretender Dämmerung trat endlich der ansehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde seine Gäste und empfahl mit wenigen Worten der Köchin alle mögliche Aufmerksamkeit. Als wir unsre Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben, in so völliger Wüste, entfernt von aller Gesellschaft, sein Leben zubringen gewollt, versicherte er: an Gesellschaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen wären, ihn mit unserm Besuche zu erfreuen. Gar stark sei der wechselseitige Warentransport zwischen Italien und Deutschland. Dieser immerfortwährende Speditionswechsel setze ihn mit den ersten Handelshäusern in Verhältnis. Er steige oft nach Mailand hinab, komme seltener nach Luzern, von woher ihm aber aus den Häusern, welche das Postgeschäft dieser Hauptstraße zu besorgen hätten, zum öftern junge Leute zugeschickt würden, die hier oben auf dem Scheidepunkt mit allen in diese Angelegenheiten eingreifenden Umständen und Vorfallenheiten bekannt werden sollten.

Unter solchen mannigfaltigen Gesprächen ging der Abend hin, und wir schliefen eine ruhige Nacht in etwas kurzen, an der Wand befestigten, eher an Repositorien als Bettstellen erinnernden Schlafstätten.

Früh aufgestanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien hinunterging, niedergelassen und zeichnete, nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ. Indessen ist mir durch diese fruchtlose Bemühung jenes Bild im Gedächtnis unauslöschlich geblieben.

Mein Gefährte trat mutig zu mir und begann: „Was sagst du zu der Erzählung unsres geistlichen Wirts von gestern Abend? Hast du nicht, wie ich, Lust bekommen, dich von diesem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch diese Schluchten hinab muß herrlich sein und mühelos; und wann sich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Lust sein! Die Inseln des großen Sees sind mir durch die Worte des Paters wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat seit Keyßlers Reisen so viel davon gehört und gesehen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann.

„Ist dir's nicht auch so?" fuhr er fort. „Du sitzest gerade am rechten Fleck; schon einmal stand ich hier und hatte nicht den Mut, hinabzuspringen. Geh voran ohne weiteres, in Airolo wartest du auf mich; ich komme mit dem Boten nach, wenn ich vom guten Pater Abschied genommen und alles berichtigt habe."

So ganz aus dem Stegreif ein solches Unternehmen will mir doch nicht gefallen, antwortete ich. — „Was soll da viel Bedenken!" rief jener. „Geld haben wir genug, nach Mailand zu kommen; Kredit wird sich finden, mir sind von unsern Messen her dort mehr als ein Handelsfreund bekannt." Er ward noch dringender. Geh! sagte ich; mach' alles zum Abschied fertig, entschließen wollen wir uns alsdann.

Mir kommt vor, als wenn der Mensch in solchen Augenblicken keine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde.

Die Lombardie und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwertes, voller freundlichen einheimischen Aussichten, und, sei es nur gestanden: das, was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeschaltet sein:

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lilis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach:
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen Stelle wegkäme und der mit dem reffstragenden Boten heranstürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit fortrisse. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte mir der Freund, und ungeachtet seiner Liebe und Anhänglichkeit an mich, blieb er eine Zeitlang eine Strecke zurück, bis uns endlich jener herrliche Wasserfall wieder zusammenbrachte, zusammenhielt und das einmal Beschlossene endlich auch für gut und heilsam gelten sollte.

Von dem Herabstieg sag' ich nichts weiter, als daß wir jene Schneebrücke, über die wir in schwerbeladener Gesellschaft vor wenig Tagen ruhig hinzogen, völlig zusammengestürzt fanden und nun, da wir einen Umweg durch die eröffnete Bucht machen mußten, die kolossalen Trümmer einer natürlichen Baukunst anzustaunen und zu bewundern hatten.

Ganz konnte mein Freund die rückgängige Wanderung nach Italien nicht verschmerzen; er mochte sich solche früher ausgedacht und mit liebevoller Arglist mich an Ort und Stelle zu überraschen gehofft haben. Deshalb ließ sich die Rückkehr nicht so heiter vollführen; ich aber war auf meinen stummen Pfaden um desto anhaltender

beschäftigt, das Ungeheure, das sich in unserem Geiste mit der Zeit zusammenzuziehen pflegt, wenigstens in seinen faßlichen charakteristischen Einzelnheiten festzuhalten.

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldstätter Sees nach Küßnacht, wo wir, landend und unsre Wanderung fortsetzend, die am Wege stehende Tellenkapelle zu begrüßen und jenen der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord zu gedenken hatten. Eben so fuhren wir über den Zuger See, den wir schon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen. In Zug erinnere ich mich nur einiger im Gasthofzimmer, nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher, in die Fensterflügel eingefügter gemalter Scheiben. Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihltal, wo wir einen jungen, in der Einsamkeit sich gefallenden Hannoveraner, von Lindau, besuchten, um seinen Verdruß zu beschwichtigen, den er früher in Zürich über eine von mir nicht aufs freundlichste und schicklichste abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eifersüchtige Freundschaft des trefflichen Passavant war eigentlich Ursache an dem Ablehnen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ehe wir aber von diesen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabsteigen, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Versuche, durch Zeichnen und Skizzieren der Gegend etwas abzugewinnen. Die Gewohnheit, von Jugend auf die Landschaft als Bild zu sehen, verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur die Gegend als Bild erblickte, sie fixieren, mir ein sichres Andenken von solchen Augenblicken festhalten zu wollen. Sonst nur an beschränkten Gegenständen mich einigermaßen übend, fühlt' ich in einer solchen Welt gar bald meine Unzulänglichkeit.

Drang und Eile zugleich nötigten mich zu einem wunderbaren Hilfsmittel: kaum hatte ich einen interessanten Gegenstand gefaßt und ihn mit wenigen Strichen im allgemeinsten auf dem Papier angedeutet, so führte ich das Detail, das ich mit dem Bleistift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich darneben aus und gewann mir auf diese Weise eine solche innere Gegenwart von dergleichen Ansichten, daß eine jede Lokalität, wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alsobald vorschwebte und zu Gebote stand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Stolberge nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieser Stadt hatte sich auf eine wunderliche Weise verkürzt.

Gestehen wir überhaupt, daß Reisende, die sich aus ihrer häuslichen Beschränkung entfernen, gewissermaßen in eine nicht nur fremde, sondern völlig freie Natur einzutreten glauben; welchen Wahn man damals um so eher hegen konnte, als man noch nicht durch polizeiliche Untersuchung der Pässe, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hindernisse jeden Augenblick erinnert wurde, es sei draußen noch bedingter und schlimmer als zu Hause.

Vergegenwärtige man sich zunächst jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, so wird man den jungen Gemütern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Lokal ansahen, ihre frische Jünglingsnatur zu idyllisieren. Hatten doch Geßners zarte Gedichte so wie seine allerliebsten Radierungen hiezu am entschiedensten berechtigt.

Fehr.

Teufelsbrücke auf dem St. Gotthard.

Bern.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

In der Wirklichkeit nun scheint sich für solche poetische Äußerungen das Baden in unbeengten Gewässern am allerersten zu qualifizieren. Schon unterwegs wollten dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten paßlich erscheinen; man hatte sich ihrer auch einigermaßen enthalten. In der Schweiz aber, beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers, war der Versuchung nicht zu widerstehen. Ich selbst will nicht leugnen, daß ich mich, im klaren See zu baden, mit meinen Gesellen vereinte, und, wie es schien, weit genug von allen menschlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch mochte gesehen haben, nahm Ärgernis daran.

Die guten harmlosen Jünglinge, welche gar nichts Anstößiges fanden, halb nackt wie ein poetischer Schäfer oder ganz nackt wie eine heidnische Gottheit sich zu sehen, wurden von Freunden erinnert, dergleichen zu unterlassen. Man machte ihnen begreiflich, sie weseten nicht in der uranfänglichen Natur, sondern in einem Lande, das für gut und nützlich erachtet habe, an älteren, aus der Mittelzeit sich herschreibenden Einrichtungen und Sitten festzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt, dies einzusehen, besonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich schien. Sie verließen daher die allzu taghaften Seeufer und fanden auf ihren Spaziergängen durch das Gebirg so klare, rauschende, erfrischende Gewässer, daß in der Mitte Juli es ihnen unmöglich schien, einer solchen Erquickung zu widerstehen. So waren sie auf ihren weitschweifenden Spaziergängen in das düstere Tal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt, um sich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad, fanden sie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und sich kühnlich den schäumenden Stromwellen entgegenzusetzen; dies geschah freilich nicht ohne Geschrei, nicht ohne ein wildes, teils von der Kühlung, teils von dem Behagen aufgeregtes Lustjauchzen, wodurch sie diese düster bewaldeten Felsen zur idyllischen Szene einzuweihen den Begriff hatten.

Allein ob ihnen frühere Mißwollende nachgeschlichen, oder ob sie sich durch diesen dichterischen Tumult in der Einsamkeit selbst Gegner aufgerufen, ist nicht zu bestimmen. Genug, sie mußten aus dem oberen stummen Gebüsch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß, ob von wenigen oder mehrern, ob zufällig oder absichtlich, und sie fanden daher für das Klügste, das erquickende Element zu verlassen und ihre Kleider zu suchen.

Keiner war getroffen, Überraschung und Verdruß war die geistige Beschädigung, die sie erlitten hatten, und sie wußten, als lebenslustige Jünglinge, die Erinnerung daran leicht abzuschütteln.

Auf Lavatern jedoch erstreckten sich die unangenehmsten Folgen, daß er junge Leute von dieser Frechheit bei sich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angestellt und sie sonst begünstigt, deren wildes, unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell einen solchen Skandal in einer gesitteten, wohlgeregelten Gegend anrichte.

Der geistliche Freund jedoch, wohlverstehend, solche Vorkommenheiten zu beschwichtigen, wußte dies auch beizulegen, und nach Abzug dieser meteorisch Reisenden war schon bei unsrer Rückkehr alles ins Gleiche gebracht.

In dem Fragment von Werthers Reisen, welches in dem sechzehnten Band meiner Werke neuerlich wieder mit abgedruckt ist, habe ich diesen Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem solchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu schildern gesucht. Weil man aber alles, was der Dichter unbewunden darstellt, gleich als entschiedene Meinung, als didaktischen Tadel aufzunehmen pflegt, so waren die Schweizer deshalb sehr unwillig, und ich unterließ die intentionierte Fortsetzung, welche das Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen und dadurch gewiß den Menschenkennern willkommen sein sollte.

In Zürich angelangt, gehörte ich Lavatern, dessen Gastfreundschaft ich wieder ansprach, die meiste Zeit ganz allein. Die Physiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Unbilden dem trefflichen Manne mit immer sich vermehrenden Lasten auf den Schultern. Wir verhandelten alles den Umständen nach gründlich genug, und ich versprach ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Teilnahme. . . .

Nachdem ich sodann in Darmstadt Mercken seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohl empfangen von jedermann, auch von meinem Vater, ob dieser gleich seine Mißbilligung, daß ich nicht nach Airolo hinabgestiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet habe, zwar nicht ausdrücklich, aber stillschweigend merken ließ, besonders auch keine Teilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern im mindesten beweisen konnte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich, ließ er doch merken, was denn eigentlich an allem dem zu haben sei; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Briefe aus der Schweiz.

1779.

Münſter, zwiſchen Baſel und Biel, den 3. Oktober.
Sonntag Abends.

Von Baſel erhalten Sie ein Paket, das die Geſchichte unſrer bisherigen Reiſe enthält, indeſſen wir unſern Zug durch die Schweiz nun ernſtlich fortſetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das ſchöne Birſchtal herauf und kamen endlich an den engen Paß, der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgkette hat die Birſch, ein mäßiger Fluß, ſich einen Weg von Uralters geſucht. Das Bedürfnis mag nachher durch ihre Schluchten ängſtlich nachgeklettert ſein. Die Römer erweiterten ſchon den Weg, und nun iſt er ſehr bequem durchgeführt. Das über Felsſtücke rauſchende Waſſer und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meiſten Orten die ganze Breite des Paſſes, der auf beiden Seiten von Felſen beſchloſſen iſt, die ein gemächlich aufgehobenes Auge faſſen kann. Hinterwärts heben Gebirge ſanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald ſteigen aneinanderhängende Wände ſenkrecht auf, bald ſtreichen gewaltige Lagen ſchief nach dem Fluß und dem Weg ein, breite Maſſen ſind aufeinander gelegt, und gleich daneben ſtehen ſcharfe Klippen abgeſetzt. Große Klüfte ſpalten ſich aufwärts, und Platten von Mauerſtärke haben ſich von dem übrigen Geſteine losgetrennt. Einzelne Felsſtücke ſind herunter geſtürzt, andere hängen noch über und laſſen nach ihrer Lage fürchten, daß ſie dereinſt gleichfalls herein kommen werden.

Bald rund, bald ſpitz, bald bewachſen, bald nackt, ſind die Firſten der Felſen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herüber ſieht, und an Wänden und in der Tiefe ſchmiegen ſich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch dieſe Enge eine ſchöne ruhige Empfindung. Große Gegenſtände geben der Seele die ſchöne Ruhe, ſie wird ganz dadurch ausgefüllt, ahnet, wie groß ſie ſelbſt ſein kann, und das Gefühl ſteigt bis gegen den Rand, ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenſtände faſſen, und da ich rein war, dieſe Empfindung nirgends falſch widerſtieß, ſo wirkte ſie, was ſie ſollte. Vergleicht man ſolch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühſelig im Kleinen umtreiben, alles aufbieten, dieſem ſo viel als möglich zu borgen und aufzuflicken, und unſerm Geiſt durch ſeine eigne Kreatur Freude und Futter zu bereiten, ſo ſieht man erſt, wie ein armſeliger Behelf es iſt.

Ein junger Mann, den wir von Baſel mitnahmen, ſagte, es ſei ihm lange nicht wie das erſte Mal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber ſagen: wenn wir

einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzliches Vergnügen, eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist zum zweitenmale jener ersten Empfindungen nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen; was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerm Wachstume. Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Tal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Teil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen sein wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen, nach der Schwere und Ähnlichkeit ihrer Teile, groß und einfach zusammen gesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese doch nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung gibt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch, nach ewigen Gesetzen, bald mehr bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu sein; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in Graublau, daß nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und so gibt's gar zierlich ausgeschweifte Höhlen und Löcher, die, wenn sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammen treffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und verwandte Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz, und von Menschenhänden ist nur der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

Genf, den 27. Oktober.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf die Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf diesen höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Tal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind — das la Vallée de Joux genannt wird, welcher Name, da Joux in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, deutsch das Bergtal hieße. Eh' ich zur Beschreibung unsrer Reise fortgehe, will ich mit wenigem die Lage desselben geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht und wird an jener Seite von den Septmoncels, an dieser von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchste Gipfel des Jura ist, begrenzt und hat, nach der Sage des Landes, neun kleine, nach unsrer ungefähren Reiserechnung aber sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite ein-

S. Malgo, 1780.

Der Genfer See und seine Umgebung im Süden.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

S. Malgo, 1781.

Der Genfer See und seine Umgebung im Norden.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

schließt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt Le noir Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählich gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern teilen sich ziemlich gleich in dieses Tal, so daß jenes die obere schlechte Hälfte und dieses die untere bessere besitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Joux genannt wird. Ganz oben in dem Tal, gegen den Fuß der Septmoncels, liegt der Lac des Rousses, der keinen sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen großen Teil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten gegen die Dent de Vaulion sich zum Lac de Joux bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verlieret. Die Breite des Tals ist verschieden, oben beim Lac des Rousses etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert sich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständnis des folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Karte zu tun bitte, ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. Okt. ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden, erstlich nach Mont, einem kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäusern genennet werden mag, durch die Weinberge hinan. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter, es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan, und sahen den See in Duft und den Widerschein des Monds darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drei Stunden gestiegen, als es hinterwärts sachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Tal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinaufgeht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Türen zu den Backöfen, der ganze Fußboden gedielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spülstein, welches gepflastert war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrat und Gerätschaften in schöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles kaltes Wetter, die Wiesen bereift, hier und da zogen leichte Nebel; wir konnten den untern Teil des Tals ziemlich übersehen, unser Haus

lag am Fuß des öſtlichen noir Mont. Gegen Achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendſeite hin. Der Teil des Tals, an dem wir hinritten, beſteht in abgeteilten Wieſen, die gegen den See zu etwas ſumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben ſich teils in einzelnen Häuſern an der Seite angebaut, teils ſind ſie in Dörfern näher zuſammen gerückt, welche einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erſte, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir ſahen von weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See ſtand, hervorragen. Das Tal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der, uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf, le Lieu genannt, die Nebel ſtiegen und fielen wechſelsweiſe vor der Sonne. Hier nahebei iſt ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben ſcheint. Das Wetter klärte ſich völlig auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier ans nördliche Ende des großen Sees, der, indem er ſich weſtwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm, unter einer Brücke weg, ſeinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt le Pont. Die Lage des kleinen Sees iſt wie in einem eigenen kleinen Tal, was man niedlich ſagen kann. An dem weſtlichen Ende iſt eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, welche ehemals der kleine See ausfüllte. Nunmehr iſt er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Waſſer läuft durch Schleuſen auf die Räder, es ſtürzt ſich von da in Felsritzen, wo es eingeſchluckt wird und erſt eine Stunde von da im Valorbe hervor kommt, wo es den Namen des Orbefluſſes führet. Dieſe Abzüge (entonnoirs) müſſen rein gehalten werden, ſonſt würde das Waſſer ſteigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weg gehen, wie es ſchon mehr geſchehen iſt. Sie waren ſtark in der Arbeit begriffen, den morſchen Kalkfelſen teils wegzuſchaffen, teils zu befeſtigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiſer auf la Dent. Im Aufſteigen ſahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Oſtwärts iſt der noir Mont ſeine Grenze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, weſtwärts hält ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nackt iſt, zuſammen. Die Sonne ſchien heiß, es war zwiſchen Eilf und Mittag. Nach und nach überſahen wir das ganze Tal, konnten in der Ferne den Lac des Rouſſes erkennen, und weiter her bis zu unſern Füßen die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufſteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrſchaften, die man oben unterſcheiden könnte, geſprochen, und in ſolchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauſpiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgketten waren unter einem klaren und heitern Himmel ſichtbar, alle niederen Gegenden mit einem weißen wolkigen Nebelmeer überdeckt, das ſich von Genf bis nordwärts an den Horizont erſtreckte und in der Sonne glänzte. Daraus ſtieg oſtwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterſchied von Namen der Völker und Fürſten, die ſie zu beſitzen glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der ſie ſchön rötete. Der Montblanc gegen uns über ſchien der höchſte, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt ſchloſſen niedere Berge des Kantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegrenzt, zur Linken in der weitſten Ferne zeigten ſich ſodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchatel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige

Häuser von Vaulion, dahin die Dent gehört und daher sie den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flachstreichenden waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterschied. Grad ab war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns gibt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe schließt ein kleines Fichtental an mit schönen Grasplätzen, gleich drüber liegt das Tal Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Tal. Ungern schieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Tal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Joux, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Tal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unserm Wirtshaus an und fanden ein Essen, wovon uns die Wirtin versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sei, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Daß ich noch einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich eben erwähnte, soll ehedem das Tal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den übrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Kanton Bern, und sind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pays de Vaud. Die meisten Hölzer sind Privatbesitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen und so ins Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fässern geschnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertiget. Die Leute sind gut gebildet und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht; sie haben kleines Vieh und machen gute Käse. Sie sind geschäftig, und ein Erdschollen ist ihnen viel wert. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben der Wiese führte. Die Steine legen sie sorgfältig zusammen und bringen sie auf kleine Haufen. Es sind viele Steinschleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb sich auch die Frauen und Kinder beschäftigen. Die Häuser sind dauerhaft und sauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfnis der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hause läuft ein Brunnen, und durchaus spürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlstand. Über alles aber muß man die schönen Wege preisen, für die, in diesen entfernten Gegenden, der Stand Bern wie durch den ganzen übrigen Kanton sorgt. Es geht eine Chaussee um das ganze Tal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, so daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft ist sehr rein und gesund.

Den 26. ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten, daß die Dole, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Tals liege, da das Wetter sich auf das herrlichste anließ und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen, so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir packten einem Boten Käse, Butter, Brot und Wein

auf und ritten gegen Achte ab. Unser Weg ging nun durch den obern Teil des Tals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war sehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins französische Gebiet ein. Hier verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinicht, überall liegen große Haufen zusammen gelesen; wieder ist er eines Teils sehr morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruiniert; den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an. Sie gehören fast als Leibeigene an die Canonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen (sujets à la main morte et au droit de la suite), wovon mündlich ein mehreres, wie auch von dem neusten Edikt des Königs, wodurch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigentümer und Besitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewisses Geld der main morte zu entsagen. Doch ist auch dieser Teil des Tals sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Der erste Sprengel heißt le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchspiel les Rousses kamen, wo wir den kleinen Lac des Rousses und les sept Moncels, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Grenze des Tals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unserm Tale geschieden; der kahle Gipfel der Dole lag vor uns, wir stiegen ab, unsre Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Sergues, und wir stiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß, aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umsahen, hatten wir les sept Moncels hinter uns, wir sahen noch einen Teil des Lac des Rousses und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels, der noir Mont deckte uns das übrige ganze Tal, höher hatten wir wieder ungefähr die gestrige Aussicht in die Franche-Comté und näher bei uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Täler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich herauf stiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner See hatte sich der Nebel schon zurücke gezogen, wir sahen den nächsten Teil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der

Solothurn, Hauptstadt des 11. Schweizer Kantons, 1790.

F. G. Lardy.

Lausanne.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Sonne beſcheinen, das Eſſen und Trinken ſchmeckte trefflich. Wir ſahen dem Nebel zu, der ſich nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir ſahen nach und nach Lauſanne mit allen Gartenhäuſern umher, Vevey und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg, das uns den Eingang vom Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küſte, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwiſchen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Mont-vauche, wo das Fort l'Ecluſe inne liegt, zog er ſich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, ſo lag das ganze Land von Lauſanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die näheren Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuſer hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburgerſee links liegt, woraus wir ſeine Lage mutmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es ſind keine Worte für die Größe und Schöne dieſes Anblicks, man iſt ſich in dem Augenblick ſelbſt kaum bewußt, daß man ſieht, man ruft ſich nur gern die Namen und alten Geſtalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut ſich in einer taumelnden Erkenntnis, daß das eben die weißen Punkte ſind, die man vor ſich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an ſich. Die Sonne wendete ſich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größeren Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für ſchwarze Felsrücken, Zähne, Türme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufſteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wenn ſie dann erſt ſelbſt in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig da liegen, man gibt da gern jede Prätenſion ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anſchauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns ſahen wir ein fruchtbares bewohntes Land; der Boden worauf wir ſtunden, ein hohes kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Tiere, von denen der Menſch Nutzen zieht. Das kann ſich der einbildiſche Herr der Welt noch zueignen; aber jene ſind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geiſt des Himmels in unzugänglichen Gegenden, für ſich allein, vor unſern Augen in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechſelsweiſe, Städte, Berge und Gegenden, bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleſkop, zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne, im Weichen, den Nebel ſeinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Sergues. Auch näher am Tal waren unſre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, ſchienen in einen leichten Feuerdampf aufzuſchmelzen; die nächſten ſtanden noch mit wohl beſtimmten roten Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es ſah faſt ängſtlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abſtirbt, ſo erblaßten alle langſam gegen den Montblanc zu, deſſen weiter Buſen noch immer rot herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen rötlichen Schein zu behalten ſchien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick, wo der Puls zu ſchlagen aufhört, nicht abſchneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Sergues, und daß nichts fehle, ſtieg der Mond auf und leuchtete

uns nach Nyon, indes unterwegs unsere gespannten Sinnen sich wieder lieblich falten konnten, wieder freundlich wurden, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirtshauses den breitschwimmenden Widerglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reise ward soviel von den Merkwürdigkeiten der Savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen, daß der Graf eine sonderliche Lust kriegte, unsern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluse und Salenche ins Tal Chamouni zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Valorsine und Trient nach Martinach ins Wallis zu fallen. Dieser Weg, den die meisten Reisenden nehmen, schien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Saussure wurde deswegen auf seinem Landgute besucht und um Rat gefragt. Er versicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könne: es liege auf den mittleren Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge aufs Wetter und auf den guten Rat der Landleute achten wollten, der niemals fehl schlage, so könnten wir mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen. Hier ist die Abschrift eines sehr eiligen Tageregisters.

Cluse in Savoyen, den 3. November.

Heute beim Abscheiden von Genf teilte sich die Gesellschaft; der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durchs Pays de Vaud ins Wallis. Wir in einem leichten Kabriolett mit vier Rädern, fuhren erst, Hubern auf seinem Landgute zu besuchen, den Mann, dem Geist, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen ganzen Menschen, die wir angetroffen haben. Er setzte uns auf den Weg, und wir fuhren sodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genfersee laufen die vordern Bergketten gegen einander, bis da, wo Bonneville, zwischen der Mole, einem ansehnlichen Berge, und der Arve inne liegt. Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt schließt sich das Tal an, obgleich noch sehr breit, die Arve fließt sachte durch, die Mittagseite ist sehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten seit früh etwas Regen, wenigstens auf die Nacht, befürchtet, aber die Wolken verließen nach und nach die Berge und teilten sich in Schäfchen, die uns schon mehr ein gutes Zeichen gewesen. Die Luft war so warm wie Anfang Septembers, und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendrot rosenfarb ins Violette, und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Wir schwatzten viel Gutes. Gegen Fünfe kamen wir nach Cluse, wo das Tal sich schließet und nur einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt und wir morgen hineingehen. Wir stiegen auf einen Berg und sahen unter uns die Stadt an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Tals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen, und auf abgestürzten Granitstücken sitzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannigfaltigen Gesprächen, erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabstiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu

sein pflegt. In einem schlechten Wirtshaus, bei muntern und willigen Leuten, an deren Patois man sich erlustigt, erschlafen wir nun den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir schon unsern Stab weiter setzen wollen. (Abends gegen Zehn.)

Salenche, den 4 Nov. Mittags.

Bis ein schlechtes Mittagessen von sehr willigen Händen wird bereitet sein, versuche ich das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab, den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's im Tal, das letzte Mondviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist. Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken zu vergülden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin. Balme ist ein elendes Dorf, unfern vom Weg, wo sich eine Felsschlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß sie uns zur Höhle führen sollten, von der der Ort seinen Ruf hat. Da sahen sich die Leute unter einander an und sagten einer zum andern: Nimm du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt ihr Herrn nur mit! Diese wunderbare Einladung schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Der Stieg ging erst durch abgestürzte Kalkfelsenstücke hinauf, die durch die Zeit vor die steile Felswand aufgestufet worden und mit Hasel- und Buchenbüschen durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühselig und leidig, auf der Leiter und Felsstufen, mit Hilfe übergebogener Nußbaumäste und daran befestigter Stricke, hinauf klettern muß; dann steht man fröhlich in einem Portal, das in den Felsen eingewittert ist, übersieht das Tal und das Dorf unter sich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Pistole, die wir losschießen wollten. Die Höhle ist ein langer Gang, meistens ebenen Bodens, auf einer Schicht, bald zu einem bald zu zwei Menschen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte steigt eine Kluft aufwärts und bildet einen spitzigen Dom. In einer Ecke schiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelassen Siebzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verschiedentlich widerschallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden sintert ein Tropfstein, doch ist sie an den wenigsten Orten feucht, auch bilden sich lange nicht die reichen wunderbaren Figuren wie in der Baumannshöhle. Wir drangen so weit vor, als es die Wasser zuließen, schossen im Herausgehen die Pistole los, davon die Höhle mit einem starken dumpfen Klang erschüttert wurde und um uns wie eine Glocke summte. Wir brauchten eine starke Viertelstunde, wieder heraus zu gehen, machten uns die Felsen wieder hinunter, fanden unsern Wagen und fuhren weiter. Wir sahen einen schönen Wasserfall auf Staubbachs Art; er war weder sehr hoch noch sehr reich, doch sehr interessant, weil die Felsen um ihn wie eine runde Nische bilden, in der er herabstürzt, und weil die Kalkschichten an ihm, in sich selbst umgeschlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenschein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittagessen, das aus einem aufgewärmten Fisch, Kuhfleisch und hartem Brot bestehet, gut zu finden. Von hier geht weiter ins Gebirg kein Fuhrweg für eine so stattliche Reisekutsche, wie wir

haben; dieſe geht nach Genf zurück, und ich nehme Abſchied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuſetzen. Ein Mauleſel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouni, den 4. Nov. Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit dieſem Blatt Ihnen um ſo viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; ſonſt wäre es beſſer, meine Geiſter ruhen zu laſſen. Wir ließen Salenche in einem ſchönen offnen Tale hinter uns, der Himmel hatte ſich während unſrer Mittagraſt mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine beſondere Anmerkung machen muß. Wir haben ſie ſo ſchön und noch ſchöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufſteigen ſehen. Auch hier ſchien es uns wieder ſo, als wenn die Sonne die leiſeſten Ausdünſtungen von den höchſten Schneegebirgen gegen ſich aufzöge, und dieſe ganz feinen Dünſte von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmoſphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchſten Sommertagen, bei uns, wo dergleichen Lufterſcheinungen auch vorkommen, etwas ſo Durchſichtiges, Leichtgewobenes geſehen zu haben. Schon ſahen wir die Schneegebirge, von denen ſie aufſteigen, vor uns, das Tal fing an zu ſtocken, die Arve ſchoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechſelnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten ſich uns rechts, teils in der Tiefe, teils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und ſpitzig. Wir fühlten, daß wir einem ſtärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieſeln und Steinen, das die Waſſerfluten die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein ſehr angenehmes, rundgeſchloßnes, flaches Tal, worin das Dörfchen Serves liegt. Von da geht der Weg um einige ſehr bunte Felſen, wieder gegen die Arve. Wenn man über ſie weg iſt, ſteigt man einen Berg hinan, die Maſſen werden immer größer, die Natur hat hier mit ſachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Chamonnitale näher und endlich darein. Nur die großen Maſſen waren uns ſichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchſtraße, doch dichter, faſt wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unſere Aufmerkſamkeit, bis es endlich, da wir unſern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am beſten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieſes Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumſtunden, zwar nicht in gleich raſchem Licht, doch in einer breitern zuſammenhängendern Maſſe leuchtete, ſo ſchien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken ſeine Wurzeln wieder an die Erde zu befeſtigen. Vor ihm ſahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von ſchwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletſcher zwiſchen den ſchwarzen Wäldern herunter ins Tal ſteigen.

Meine Beſchreibung fängt an, unordentlich und ängſtlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menſchen, einen der's ſähe und einen der's beſchriebe.

Jalabert. *C. G. Geissler, Genf, 1777.*

Ansicht von Prieuré und des Tales von Chamonix.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Tals, le Prieuré genannt, wohl logiert, in einem Hause, das eine Witwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und lassen uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'Aost, besser schmecken als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. Abends.

Es ist immer eine Resolution, als wie wenn man ins kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier hätt' ich nun gerade Lust, Sie auf die Beschreibung der Savoyschen Eisgebirge, die Bourit, ein passionierter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweisen.

Erfrischt durch einige Gläser guten Weins und den Gedanken, daß diese Blätter eher als die Reisenden und Bourits Buch bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichstes tun. Das Tal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich, wie eine Mulde, sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Tals hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunter kommen. Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen, kamen bei Zeiten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andre ein schon älterer und sich klugdünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann ist. Er versicherte uns, daß seit acht und zwanzig Jahren — so lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum erstenmal so spät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinauf bringe; und doch sollten wir alles eben so gut wie im August sehen. Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eistal oder den Eisstrom nennen: denn die ungeheuren Eismassen nehmen ein Tal seiner Länge nach ein. Gerad hinten endigt ein spitzer Berg, von dessen beiden Seiten Neben-Eistäler sich an das Haupttal anschließen. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche, und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing nach und nach an, sich zu überziehen, und ich sah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehn. In der Gegend, wo wir stunden, ist die kleine von Steinen zusammen gelegte Hütte für das Bedürfnis der Reisenden, zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen lassen, wo man am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus, das ganze Eistal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Tals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammen gesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendikular in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet, und die Aiguille du Dru ist eine

solche hohe merkwürdige Spitze, grade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Kristallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegen sieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeisen noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis hinunter ins Tal dringt, und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirtshause zu, bei der Wohnung zweier Blondins vorbei: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rote und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht, die im Tale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch so viel Munterkeit, Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock gesehen haben, der sich unter den Ziegen ausnimmt, wie der natürliche Sohn eines großen Herrn, dessen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist. Von unsern Diskursen geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mitteile. An Graniten, Gneisen, Lärchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch sollen Sie ehestens merkwürdige Früchte von unserm Botanisieren zu sehen kriegen. Ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu sein, und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Chamouni, den 6. Nov. früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrszeit hier zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig, noch heute ins Wallis durchzudringen. Das ganze Tal ist über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müssen erwarten, was Sonne und Wind zu unserm Vorteil tun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor: Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Tals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich sind, das Tal Chamouni, mit seinen meisten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von der Höhe übersehen können. Indem ich dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und sich an einigen Orten brechen, lassen wie durch Tagelöcher den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unsrer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erst jetzo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Tal auf streichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von diesem geliebten Tal und von Ihnen Abschied.

Glücklich sind wir herüber gekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unser Gepäck auf ein Maultier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis ins Tal dringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Tal hinauf, den Ausguß des Eistals vorbei, ferner den Glacier d'Argentière hin, den höchsten von allen, dessen oberster Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rat gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Valorsine verlassen wollten. Der Anschein war nicht der vorteilhafteste; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du Tour kamen, rissen sich die Wolken auseinander, und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir stiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhern Matten und schlecht beras'ten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Tale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen, außer dem Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Bergschrunden verdeckt wurden. Über die ganze Wolkenfläche sahen wir, außerhalb dem mittägigen Ende des Tales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergetzt, so schien eine feindselige Gärung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich, und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hilfe, welcher durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Tal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein seltsamer, eigener Anblick. Der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerrissenen Nebel ins ganze Tal Chamouni, und zwischen diesen beiden Wolkenschichten waren die Gipfel der Berge alle sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von schroffen Gebirgen eingeschlossen, auf der Abendseite sahen wir in ungeheure Täler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallistal, wo man mit einem Blick bis

Martinach und weiter hinein mannigfaltig über einander geschlungene Berge sehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzutürmen schienen, so standen wir auf der Grenze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Mauleseln den Berg herauf und erschraken vor uns, da sie an dem Platz jetzo niemand vermuteten. Sie taten einen Schuß, als ob sie sagen wollten: damit ihr seht, daß sie geladen sind; und einer ging voraus, um uns zu rekognoszieren. Da er unsern Führer erkannte und unsere harmlosen Figuren sah, rückten die andern auch näher, und wir zogen mit wechselseitigen Glückwünschen an einander vorbei. Der Wind ging scharf, und es fing ein wenig an, zu schneien. Nunmehr ging es einen sehr rauhen und wilden Stieg abwärts, durch einen alten Fichtenwald, der sich auf Felsplatten von Gneis eingewurzelt hatte. Vom Wind über einander gerissen verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln, und die zugleich losgebrochnen Felsen lagen schroff durch einander. Endlich kamen wir ins Tal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Tale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechse hier in Martinach auf flachem Wallisboden angekommen sind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. Nov. 1779. Abends.

Wie unsre Reise ununterbrochen fortgeht, knüpft sich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen ans andre, und kaum hab' ich das Ende unsrer Savoyer Wanderungen gefaltet und bei Seite gelegt, nehm' ich schon wieder ein andres Papier, um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächst vorhaben.

Zu Nacht sind wir in ein Land getreten, nach welchem unsre Neugier schon lange gespannt ist. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Tal von beiden Seiten einschließen, in der Abenddämmerung gesehn. Wir sind im Wirtshause untergekrochen, sehen zum Fenster hinaus die Wolken wechseln, es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereden, es regne und schneie draußen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem fremden unbekannten Lande. Aus der Karte wissen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens sitzen, von wo aus der kleinere Teil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter sich an den Genfersee anschließt, der andre aber und längste, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Ursprung, die Furka, streicht. Das Wallis selbst zu durchreisen macht uns eine angenehme Aussicht; nur wie wir oben hinaus kommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderst ist festgesetzt, daß wir, um den untern Teil zu sehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen sein wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu sein, und übermorgen soll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rat des Herrn de Saussure geht, so machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, sodann wieder bis Brieg zurück über den Simpelberg, wo bei jeder Witterung eine gute Passage ist, über Domo d'ossola, den Lago maggiore, über Bellinzona, und dann den Gotthard hinauf. Der Weg soll gut und durchaus

Wm. Pars.

Grofses Eisfeld im Chamonixtal.

Tomann. *1773.*

Der Wasserfall Pisse Vache im Wallis.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

für Pferde praktikabel sein. Am liebsten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die italienischen Provinzen von Anfang an nicht in unserm Plane war; allein wo mit den Pferden hin? die sich nicht über die Furka schleppen lassen, wo vielleicht gar schon Fußgängern der Weg durch Schnee versperrt ist. Wir sind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umständen selbst guten Rat zu nehmen. Merkwürdig ist in diesem Wirtshause eine Magd, die bei einer großen Dummheit alle Manieren einer sich empfindsam zierenden deutschen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rotem Wein und Kleien, auf Anraten unseres Führers, badeten, und sie von dieser annehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tische.

Am Essen haben wir uns nicht sehr erholt und hoffen, daß der Schlaf besser schmecken soll.

Den 7ten. St. Maurice, gegen Mittag.

Unter Weges ist meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselsweise herbeirufe, und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirtshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Eins, wenn schon manchmal die allzusehr ausgespannte Seele lieber in sich selbst zusammenfiele und mit einem halben Schlaf sich erholte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein frischer Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schlosse vorbei, das auf der Ecke steht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Tal ist eng und wird auf beiden Seiten von mannigfaltigen Bergen beschlossen, die wieder zusammen von eigenem, erhaben lieblichem Charakter sind. Wir kamen dahin, wo der Trientstrom um enge und gerade Felsenwände herum in das Tal dringt, daß man zweifelhaft ist, ob er nicht unter den Felsen hervor komme. Gleich dabei steht die alte, vorm Jahr durch den Fluß beschädigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsstücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landstraße verschüttet haben. Diese Gruppe zusammen würde ein außerordentlich schönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue hölzerne Brücke gebaut und ein ander Stück Landstraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Wasserfall der Pisse vache näherten, und wünschten einen Sonnenblick, wozu uns die wechselnden Wolken einige Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneisstücke, die bei ihrer Verschiedenheit doch alle eines Ursprungs zu sein schienen. Endlich traten wir vor den Wasserfall, der seinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe schießt aus einer engen Felskluft ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die luftigen schäumenden Wellen des obern Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entstehet, färben sich flammend, ohne daß die aneinanderhängende Gestalt eines Bogens erschiene; und so ist an dem Platze immer eine wechselnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, setzten uns dabei

nieder und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können. Wir kamen in ein Dorf, wo lustige Soldaten waren, und tranken daselbst neuen Wein, den man uns gestern auch schon vorgesetzt hatte. Er sieht aus wie Seifenwasser, doch mag ich ihn lieber trinken als ihren sauren jährigen und zweijährigen. Wenn man durstig ist, bekommt alles wohl. Wir sahen St. Maurice von weitem, wie es just an einem Platze liegt, wo das Tal sich zu einem Passe zusammendrückt. Links über der Stadt sahen wir an einer Felsenwand eine kleine Kirche mit einer Einsiedelei angeflickt, wo wir noch hinaufzusteigen denken. Hier im Wirtshaus fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Bex, drei viertel Stunden von hier, geblieben ist. Wir haben ihm einen Boten geschickt. Der Graf ist spazieren gegangen, vorwärts die Gegend noch zu sehen; ich will einen Bissen essen und alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehn.

Nach Eins.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen, wo man Tage lang sitzen, zeichnen, herumschleichen, und ohne müde zu werden sich mit sich selbst unterhalten könnte. Wenn ich jemanden einen Weg ins Wallis raten sollte, so wär' es dieser vom Genfersee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Bex zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich ins Berner Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort hinunter, und das Tal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, sah ich die Felsen sich bei St. Maurice zusammen drücken, und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale leichte Brücke kühn hinüber gesprengt. Die mannigfaltigen Erker und Türme einer Burg schließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Tore ist der Eingang ins Wallis gesperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, suchte noch vorher einen Gesichtspunkt, den ich bei Hubern gezeichnet gesehn habe und auch ungefähr fand.

Der Graf ist wieder gekommen, er war den Pferden entgegen gegangen und hat sich auf seinem Braunen voraus gemacht. Er sagt, die Brücke sei so schön und leicht gebaut, daß es aussehe, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt. Der Freund kommt auch an, zufrieden von seiner Reise. Er hat den Weg am Genfersee her bis Bex in wenigen Tagen zurückgelegt, und es ist eine allgemeine Freude, sich wieder zu sehen.

Martinach, gegen Neun.

Wir sind tief in die Nacht geritten, und der Herweg hat uns länger geschienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenstand zu dem andern gelockt worden sind. Auch habe ich aller Beschreibungen und Reflexionen für heute herzlich satt, doch will ich zwei schöne noch geschwind in der Erinnerung festsetzen. An der Pisse vache kamen wir in tiefer Dämmrung wieder vorbei. Die Berge, das Tal und selbst der Himmel waren dunkel und dämmernd. Graulich und mit stillem Rauschen sah man den herabschießenden Strom von allen andern Gegenständen sich unterscheiden, man bemerkte fast gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal sahen wir den Gipfel einer sehr hohen Klippe, völlig wie geschmolzen Erz im Ofen, glühen und roten Dampf davon aufsteigen. Dieses sonderbare Phänomen wirkte die Abendsonne, welche den Schnee und den davon aufsteigenden Nebel erleuchtete.

Wir haben heute früh einen Fehlritt getan und uns wenigstens um drei Stunden versäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg, um bei Zeiten in Sion zu sein. Das Wetter war außerordentlich schön, nur daß die Sonne, wegen ihres niedern Standes, von den Bergen gehindert war, den Weg, den wir ritten, zu bescheinen. Der Anblick des wunderschönen Wallistals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren schon drei Stunden die Landstraße hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten; wir sahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranstaltende Mittagessen, als wir die Brücke, die wir zu passieren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns, nach Angabe der Leute, die dabei beschäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an den Felsen hinging, zu wählen, oder eine Stunde wieder zurück zu reiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wählten das letzte und ließen uns von keinem üblen Humor anfechten, sondern schrieben diesen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geistes, der uns bei der schönsten Tageszeit durch ein so interessantes Land spazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in diesem engen Lande böse Händel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die sandigen Flecke reiten, die sie durch Überschwemmungen sehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen- und Weidengebüsche zu benutzen sind. Endlich kamen wir an die Brücken, die sehr bös, schwankend, lang und von falschen Klüppeln zusammen gesetzt sind. Wir mußten einzeln unsere Pferde, nicht ohne Sorge, darüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an sich war meistenteils schlecht und steinig, doch zeigte uns jeder Schritt eine Landschaft, die eines Gemäldes wert gewesen wäre. Besonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter sich eine der schönsten Aussichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege gesehen habe. Die nächsten Berge schossen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein, und verjüngten durch ihre Gestalt die Gegend gleichsam perspektivisch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzusehen unter uns; die Rhone kam, mit ihren mannigfaltigen Krümmen und Buschwerken, bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeflossen; in der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen Hügel, die sich dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagssonne erleuchtet stunden. So unangenehm und steinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, so erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Reblauben, die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre Weinstöcke gleich an die Mauern, die ihre Güter von dem Wege scheiden; sie wachsen zu außerordentlicher Dicke und werden vermittels Pfählen und Latten über den Weg gezogen, so daß er fast eine aneinanderhangende Laube bildet. In dem untern Teil war meistens Wiesewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen diese Stadt zu wird die Gegend durch wechselnde Hügel außerordentlich mannigfaltig, und man wünschte eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menschen die angenehmen Empfindungen, welche die Landschaft erregt, gar sehr.

Die scheußlichen Köpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht. Unsern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuten und denken deswegen zu Fuße nach Seyters zu gehen. Hier in Sion ist das Wirtshaus abscheulich, und die Stadt hat ein widriges schwarzes Ansehn.

Seyters, den 8. Nov. Nachts.

Da wir bei einbrechendem Abend erst von Sion weggegangen, sind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige schöne Aussichten darüber verloren, merk' ich wohl. Besonders wünschten wir das Schloß Tourbillon, das bei Sion liegt, erstiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemeine Aussicht sein. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böse Flecke, wo das Wasser ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verschiedenen astronomischen Gesprächen verkürzten wir den Weg und sind bei guten Leuten, die ihr Bestes tun werden, uns zu bewirten, eingekehret. Wenn man zurück denkt, kommt einem so ein durchlebter Tag, wegen der mancherlei Gegenstände, fast wie eine Woche vor. Es fängt mir an recht leid zu tun, daß ich nicht Zeit und Geschick habe, die merkwürdigsten Gegenden auch nur linienweise zu zeichnen; es ist immer besser für einen Abwesenden als alle Beschreibungen.

Seyters, den 9ten.

Noch eh' wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links ins Gebirg nach dem Leukerbad zu gehen, der Freund indessen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leukerbad*, den 9ten, am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir von sehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, sitzen wir in einer schmalen und niedrigen Stube, und ich will sehen, wie viel von unserer heutigen sehr interessanten Tour durch Worte mitzuteilen ist. Von Seyters stiegen wir früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüstungen der Bergwasser unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein solcher schnell entstehender Strom auf Stunden weit alles zusammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wieder hergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, wie mannigfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Täler getrennt. Wir hatten bisher noch meist das offene Wallistal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick ins Gebirg vor uns auftat.

Ich muß, um anschaulicher zu machen, was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon

* Hier schrieb Goethe eine Szene von Egmont.

Ansicht der Brücke und des Schlosses von St. Maurice.

Carl Hackert. *1782.*

Genf.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg gestiegen, das Wallis von Bern trennt. Es ist eben der Stock von Bergen, der in einem fort vom Genfersee bis auf den Gotthard läuft, und auf dem sich in dem Berner Gebiet die großen Eis- und Schneemassen eingenistet haben. Hier sind *oben* und *unten* relative Worte des Augenblicks. Ich sage: unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf; und eben diese Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist als mein Verhältnis zu ihr.

Wir sahen, als wir um eine Ecke herumkamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte der Landschaft liegen. Über der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft zwischen Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zusammenlaufenden Felsen und Klüften dastand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gehauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefährlicher Weg, aber er sieht fürchterlich aus. Er geht auf den Lagen einer schroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrunde gesondert. Ein Kerl, der mit einem Maulesel neben uns hinab stieg, faßte sein Tier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hilfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas roten Wein und Brot zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirtshäuser haben. Nun ging es die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen, und das Leukerbad an seinem Fuß, zwischen andern hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen, gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen Drei, als wir ankamen; unser Führer schaffte uns bald Quartier. Es ist kein Gasthof hier, sondern alle Leute sind so ziemlich, wegen der vielen Badegäste, die hieher kommen, eingerichtet. Unsere Wirtin liegt seit gestern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirge zu, sollen noch einige stärkere sein. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt, wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindesten Ocker noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß wenn man mit Gebirgen umschlossen ist, einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über heruntergestürzte Felsstücke und dazwischen geschwemmten

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Badescene aus Leukerbad.

Kies hinauf zu steigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuren Gemmibergs, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts gehet, befanden. Es ist dies der Übergang ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften herunter tragen lassen. Hieß' uns die Jahrszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen: so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für diesmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen, sahen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden äußerst interessant ist. Über das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bernschen voraussagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündenden Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Wehen, das sie heute Abend verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurückkamen, sahen wir, aus der Schlucht von Inden herauf, leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts bald vorwärts, und kamen endlich aufsteigend dem Leukerbad so nah, daß wir wohl sahen, wir mußten unsere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und während ich dieses hinschreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernstlich in einen kleinen artigen Schnee auseinander. Es ist dieser der erste, den wir haben, und, wenn wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich

belaubten Rebengeländer zurückdenken, eine sehr schnelle Abwechslung. Ich bin an die Türe getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen scheinen sie sich zu verdicken und von der Kälte gepackt in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermutet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald Teile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Überirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben diese Wirkungen hervorbringen, gibt man weniger Acht; auch weil sie uns weniger vors Auge gedrängt sind, ist ihre Wirtschaft schwerer zu beobachten. Bei allen diesen Gegenständen wünscht man nur länger sich verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja, ist man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, so wird der Wunsch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tagszeit und Witterung neue Erscheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt, und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat — so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menschen wenig erwähne; sie sind auch unter diesen großen Gegenständen der Natur, besonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei längerm Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu beobachten: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren; desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut hab' ich sie gefunden.

Wir machen uns bei Licht zurechte, um mit Tages Anbruch wieder hinunter zu gehen. Diese Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, so kam mir vor, als wenn ich über und über mit einer Nesselsucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Insekten waren, die den neuen Ankömmling blutdürstig überfielen. Diese Tiere erzeugen sich in den hölzernen Häusern in großer Menge. Die Nacht ward mir sehr lang, und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk, gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit, doch will ich, eh' wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unserer Gesellschaft melden, die hier vorgegangen ist, und was sie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tages Anbruch heute von Leukerbad aus, und hatten im frischen Schnee einen schlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den steilen Weg, den wir gestern herunter kamen, zur Rechten über uns ließen, und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabstiegen. Es ist diese wild und mit Bäumen verwachsen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch diese Felsklüfte hat das Wasser, das vom Leukerbad kommt, seine Abflüsse ins Wallistal. Wir sahen in der Höhe an der Seite des Felsens, den wir gestern herunter gekommen waren, eine Wasserleitung gar künstlich eingehauen, wodurch ein Bach erst daran her, dann durch eine Höhle, aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und sahen dann bald das offene Wallis und die garstige Stadt Leuk unter uns liegen. Es sind diese Städtchen meist an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben gerißnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz schwarz gefault und vermoost sind. Wie man auch nur hinein tritt, so ekelt's einem, denn es ist überall unsauber; Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegierten und freien Bewohner kommt überall zum Vorschein. Wir fanden den Freund, der die schlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden sehr beschwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil sie nur auf Maulesel und Saumrosse eingerichtet sind; der Haber fängt auch an, sehr selten zu werden, ja man sagt, daß weiter hin ins Gebirg gar keiner mehr anzutreffen sei. Ein Beschluß war bald gefaßt: der Freund sollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Bex, Vevey, Lausanne, Freiburg, Bern auf Luzern gehen, der Graf und ich wollten unsern Weg das Wallis hinauf fortsetzen, versuchen, wo wir auf den Gotthard hinauf dringen könnten, alsdann durch den Kanton Uri über den Vierwaldstätterse gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieser Gegend überall Maultiere, die auf solchen Wegen immer besser sind als Pferde, und zu Fuße zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste. Wir haben unsere Sachen getrennet. Der Freund ist fort, unser Mantelsack wird auf ein Maultier, das wir gemietet haben, gepackt. So wollen wir aufbrechen und unsern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel sieht es bunt aus, doch ich denke, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns so weit gelockt hat, soll uns auf dem Platze nicht verlassen, wo wir es am nötigsten brauchen.

Mechel.

Leukerbad mit der Gemmi im Wallis.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Von unserm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläuftigen Wettergeschichte sich wollen unterhalten lassen. Wir gingen gegen 11 von Leuk ab, in Gesellschaft eines schwäbischen Metzgerknechts, der sich hierher verloren, in Leuk Kondition gefunden hatte und eine Art von Hauswurst machte. Unser Gepäck war auf ein Maultier geladen, das sein Herr vor sich hertrieb. Hinter uns, so weit wir in das Wallistal hinein sehen konnten, lag es mit dicken Schneewolken bedeckt, die das Land herauf gezogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick, und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich so hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Gosen, uns doch die Wolken bald einholen und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeschneit sein könnten. So flüsterte die Sorge, die sich meistenteils des einen Ohrs bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Mut mit weit zuverlässigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen Lufterscheinungen aufmerksam. Wir gingen dem schönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war alles heiter, und so stark der Abendwind das Gewölk hinter uns her trieb, so konnte es uns doch niemals erreichen. Die Ursache war diese: In das Wallistal gehen, wie ich schon so oft gesagt, sehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen sich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewässer in der Rhone zusammen laufen. Aus jeder solcher Öffnung streicht ein Zugwind, der sich in den innern Tälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Tal herauf an so eine Schlucht kommt, so läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, sondern kämpft mit ihnen und dem Winde, der sie trägt, hält sie auf und macht ihnen wohl Stunden lang den Weg streitig. Diesem Kampf sahen wir oft zu, und wenn wir glaubten, von ihnen überzogen zu werden, so fanden sie wieder ein solches Hindernis, und wenn wir schon eine Stunde vorwärts gegangen waren, konnten sie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend ward der Himmel außerordentlich schön. Als wir uns Brieg näherten, trafen die Wolken fast zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten sie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegen kam, stille stehen, und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Tal. Sie waren von der kalten Luft zur Konsistenz gebracht und hatten, da wo sich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, schöne leichte und muntre Formen. Man sah, daß sie Schnee enthielten, doch scheint uns die frische Luft zu verheißen, daß diese Nacht nicht viel fallen soll. Wir haben ein ganz artiges Wirtshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir sitzen am Feuer und machen Ratschläge wegen unserer weitern Reise. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir also unsern Gedanken, über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, so gingen wir mit gemieteten Pferden und Maultieren auf Domo d'ossola, Margozzo, führen den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Bellinzona und so weiter den Gotthard hinauf, über Airolo zu den Kapuzinern. Dieser Weg ist den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch scheint er unserer Vorstellung, da er in unserm Plane nicht war und uns fünf Tage später als

unsern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünschen vielmehr das Wallis bis an sein oberes Ende zu sehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück gut ist, so sitzen wir übermorgen um diese Zeit in Realp in dem Ursner Tal, welches auf dem Gotthard nahe bei dessen höchstem Gipfel ist. Sollten wir nicht über die Furka kommen, so bleibt uns immer der Weg hierher unverschlossen, und wir werden alsdann das aus Not ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne tun. Sie können sich vorstellen, daß ich hier schon wieder die Leute examiniert habe, ob sie glauben, daß die Passage über die Furka offen ist; denn das ist der Gedanke, mit dem ich aufstehe, schlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beschäftigt bin. Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ist's, als wenn man sich dem Flecke nähert, wo er sich verschanzt hat und man sich mit ihm herumschlagen muß. Außer unserm Maultier sind zwei Pferde auf morgen früh bestellt.

Münster, den 11. Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh, als wir von Brieg bei guter Tageszeit ausritten, sagte uns der Wirt noch auf den Weg: Wenn der Berg, so nennen sie hier die Furka, gar zu grimmig wäre, so möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg suchen. Mit unsern zwei Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Tal so eng wird, daß es kaum einige Büchsenschüsse breit ist. Es hat daselbst eine schöne Weide, worauf große Bäume stehen, und Felsstücke, die sich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerstreut liegen. Das Tal wird immer enger man ist genötiget, an den Bergen seitwärts hinauf zu steigen, und hat nunmehr die Rhone in einer schroffen Schlucht immer rechts unter sich. In der Höhe aber breitet sich das Land wieder aus, auf mannigfaltig gebogenen Hügeln sind schöne nahrhafte Matten, liegen hübsche Örter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häusern gar wunderlich unter dem Schnee hervor gucken. Wir gingen viel zu Fuß und taten's uns einander wechselseitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden sicher ist, so sieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein anderer, auf so schmalen Pfaden, von so einem schwachen Tiere getragen, an einem schroffen Abgrund, vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide sein kann, indem die Menschen alle in den Häusern stecken, so sieht eine solche Gegend sehr einsam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheuren Gebirgen eingeschlossen wird, gibt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht recht fest im Sattel säße, gar leicht herab werfen könnten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist, so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinter drein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entscheidung höchst beschwerlich sind. In unserm Mittagsquartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hause es ganz rechtlich aussah. Ihre Stube war nach hiesiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tische und was sonst von kleinen Repositorien an den Wänden und in den Ecken befestigt war, hatte artige Zieraten von Drechsel- und Schnitzwerk. An den Porträts, die in der Stube hingen,

konnte man sehen, daß mehrere aus dieser Familie sich dem geistlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Tür, die wir für eine Stiftung eines dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drin, während das Essen vor uns zubereitet wurde. Die Wirtin fragte uns einmal, als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte des Heil. Alexis gelesen hätten? Wir sagten nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon und jeder las in seinem Kapitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, stellte sie sich zu uns und fing wieder von dem Heil. Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauses sei, welches sie verneinte, dabei aber versicherte, daß dieser heilige Mann so viel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geschichte erbärmlicher vorkomme als viele der übrigen. Da sie sah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing sie uns an zu erzählen: Es sei der Heil. Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom gewesen, sei ihnen, die den Armen außerordentlich viel Gutes getan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt; doch habe ihm dieses noch nicht genug getan, sondern er habe sich in der Stille Gott ganz und gar geweiht, und Christo eine ewige Keuschheit angelobet. Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und treffliche Jungfrau verheiraten wollen, habe er zwar sich ihrem Willen nicht widersetzt, die Trauung sei vollzogen worden; er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff, das er bereit gefunden, gesetzt, und sei damit nach Asien übergefahren. Er habe daselbst die Gestalt eines schlechten Bettlers angezogen und sei dergestalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte seines Vaters, die man ihm nachgeschickt, nicht erkannt hätten. Er habe sich daselbst an der Türe der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienst beigewohnt und sich von geringen Almosen der Glaubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren seien verschiedene Wunder geschehen, die ein besonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Bischof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmsten Mann, dessen Gebet vor Gott am angenehmsten sei, in die Kirche rufen und an seiner Seite den Dienst verrichten sollte. Da dieser hierauf nicht gewußt, wer gemeint sei, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erstaunen des Volks hereingeholt. Der Heil. Alexis, betroffen, daß die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe sich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, willens, weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umstände sei er genötiget worden, in Italien zu landen. Der heilige Mann habe hierin einen Wink Gottes gesehen und sich gefreut, eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverleugnung im höchsten Grade zeigen konnte. Er sei daher geradezu auf seine Vaterstadt losgegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Haustür gestellt, diese, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen Wohltätigkeit gut aufgenommen und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nötigen Speisen zu versehen. Dieser Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohltätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen, und ihm daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heilige Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt,

und nicht allein dieses, was er so leicht ändern können, mit gelassenem Gemüte getragen, sondern auch die andaurende Betrübnis der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine schöne Gemahlin hat er des Tags wohl hundertmal seinen Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Tränen nicht mehr enthalten, und ihre beiden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihren Rock angehängt, sahen unverwandt an die Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine größere Marter, als was dieser heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat. Aber Gott hat ihm seine Beständigkeit aufs herrlichste vergolten, und bei seinem Tode die größten Zeichen der Gnade vor den Augen der Glaubigen gegeben. Denn als dieser heilige Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande gelebt, täglich mit größter Inbrunst dem Gottesdienste beigewohnet, so ist er endlich krank geworden, ohne daß jemand sonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papst, in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Adels, selbst hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen Totengeläute zu läuten angefangen; wie nun jedermänniglich darüber erstaunt, so ist dem Papste eine Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des heiligsten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hause des Patricii *** so eben verschieden sei. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich tot. In den zusammengefalteten Händen hatte der heilige Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens, herauszuziehen suchte. Er brachte diese Nachricht dem Kaiser und Papst in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Klerisei sich aufmachten, um selbst den heiligen Leichnam zu besuchen. Als sie angelangt, nahm der heilige Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiser, der es sogleich von seinem Kanzler vorlesen ließ. Es enthielte dieses Papier die bisherige Geschichte dieses Heiligen. Da hätte man nun erst den übergroßen Jammer der Eltern und der Gemahlin sehen sollen, die ihren teuren Sohn und Gatten so nahe bei sich gehabt und ihm nichts zu gute tun können, und nunmehro erst erfuhren, wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten so wehmütig, daß niemand von allen Umstehenden sich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die sich nach und nach zudrängten, viele Kranke, die zu dem heiligen Körper gelassen und durch dessen Berührung gesund wurden. Die Erzählerin versicherte nochmals, indem sie ihre Augen trocknete, daß sie keine erbärmlichere Geschichte niemals gehört habe; und mir kam selbst ein so großes Verlangen zu weinen an, daß ich Mühe hatte, es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Essen suchte ich im Pater Cochem die Legende selbst auf, und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen dieses Schriftstellers vergessen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenster und sehen uns nach der Witterung um, denn wir sind jetzt sehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine

Sitten.

Brieg und Naters.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an so einem Orte inne halten könnte und müßte, so würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Not fertig. Wir haben schon verschiedene Leute vorgehabt und sie nach dem Übergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts Bestimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt ist. Wir müssen uns also darüber beruhigen und morgen mit Anbruche des Tages selbst rekognoszieren und sehen, wie sich unser Schicksal entscheidet. So gefaßt ich auch sonst bin, so muß ich gestehen, daß mir's höchst verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden. Glückt es, so sind wir morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bei den Kapuzinern; mißlingt's, so haben wir nur zwei Wege zur Retirade offen, wovon keiner sonderlich besser ist als der andere. Durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; oder auf Brieg zurück und erst durch einen großen Umweg auf den Gotthard! Ich glaube, ich habe Ihnen das in diesen wenigen Blättern schon dreimal gesagt. Freilich ist es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entscheiden, ob unser Mut und Zutrauen, daß es gehen müsse, oder die Klugheit einiger Personen, die uns diesen Weg mit Gewalt widerraten wollen, Recht behalten wird. So viel ist gewiß, daß beide, Klugheit und Mut, das Glück über sich erkennen müssen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examiniert, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Disposition zu Schnee gesehen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münster, den 12. Nov. früh 6 Uhr.

Wir sind schon fertig, und alles ist eingepackt, um mit Tages Anbruch von hier weg zu gehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald, und von da rechnet man gewöhnlich sechs Stunden auf Realp. Unser Maultier geht mit dem Gepäck noch, so weit wir es bringen können.

Realp, den 12. Nov. Abends.

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden, und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzwei geschnitten. Eh' ich ihnen sage, wo wir eingekehrt sind, eh' ich Ihnen das Wesen unserer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns sahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren: sie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Tal. Desto stärker trieben aber die Windwehen an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neunen trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirtshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahrszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Teil des Winters drüber gingen; ob wir

aber hinüber kommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersetzter starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unsern Antrag taten: Wenn er den Weg für uns noch praktikabel hielte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den andern mitzubringen. Wir zahlten indessen unserm Mauleseltreiber seinen Lohn, den wir mit dem Tiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käs und Brot, tranken ein Glas roten Wein und waren sehr lustig und wohlgemut, als unser Führer wieder kam und noch einen größer und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hockte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor sich dieser und wir mußten im Schnee den Berg hinauf steigen. Unsere Führer wandten sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles überein zugeschneiet war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Tal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Tal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Tal die Rhone aus ihm heraus fließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin, er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Tal nach der Rhone zu floß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr, alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Täler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt, und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußstapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt

in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lauinen, wenn der Schnee stärker wird, als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lauinen zu vermeiden, nicht da, wo wir gingen, den Berg allmählich hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitern Tal, und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz, wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabstieg, allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sache traktierten, erhielt auch unsern guten Mut; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sei. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe, doch ließ er sich am Ende verlauten, die Furka sei ein Schindluder. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Ursner Tals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und halbzugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort, um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Täler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Ursner Tal. Wir gingen schärfer, und nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz an sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirtshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten roten Wein und besseres Essen als im Wirtshaus finden. Wir schickten einen deswegen voraus, daß er die Patres disponieren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht, ihm nach zu gehen, und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer ansehnlicher Pater an der Tür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig tun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie

in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brot und ein Glas Wein, unter gegenwärtigen Umständen, alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältnis hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. Wir haben, sagte er, kein Hospitium wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre, und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort, zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seien, am Ende eines einsamen, von aller Welt abgesonderten Tales zu liegen, und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu tun. Es sei sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelauine einen Teil des Dorfs bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet; da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe. Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Reun.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an einem Tische gegessen; nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eiern, Milch und Mehl gar mannigfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsre seltene Geschicklichkeit im Gehen und versicherten, daß sie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh, als sie gefordert wurden, erst einer gegangen sei, uns zu rekognoszieren, um zu sehen, ob wir wohl die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich, alte oder schwache Leute in dieser Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht sei, denjenigen, dem sie einmal zugesagt, ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und, selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständnis die Schleuse der Erzählung aufgezogen, und nun brachte einer nach dem andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Kandersteg, über den Gemmi gehend, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genennt wird, in tiefem Schnee, eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halb tot, und den Vater in einer Gleichgültigkeit, die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehockt, sein Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom Gemmi sei die Frau ihm auf dem Rücken gestorben, und er habe sie noch tot bis hinunter ins Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute gewesen seien und wie sie in dieser Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er: es seien arme Leute

Grosser Gletschereisberg
aus dem Ursprung der Rhône an der Furka
zu oberst in Wallis.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

aus dem Kanton Bern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den italienischen Provinzen aufzusuchen, und seien von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammen gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sei. Er fing an, vom Predigtamte zu sprechen und von dem Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der seine Ware wohl heraus zu streichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er aufgestanden die linke Hand auf den Tisch stemmte, mit der rechten seine Worte begleitete und von der Rede selbst rednerisch redete, so schien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen, daß er selbst der geschickte Kaufmann sei. Wir gaben ihm Beifall, und er kam von dem Vortrage auf die Sache selbst. Er lobte die katholische Religion. Eine Regel des Glaubens müssen wir haben, sagte er: und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sei, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unsers Glaubens, allein dies ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn so heilig sie ist und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie Gutes aus den schändlichen Geschichten, die darin vorkommen, und die doch zur Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von dem heiligen Geiste aufgezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus den hier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannigfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten selbst so schwer wird, und die Gläubigen über so viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen? Was sollen wir also lehren? Eine auf die Schrift gegründete mit der besten Schriftauslegung bewiesene Regel! Und wer soll die Schrift auslegen? wer soll diese Regel festsetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Mensch? Mit nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zusammen, stellt sie sich nach seinem Konzepte vor. Das würde eben so viele Lehren als Köpfe geben und unsägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch schon getan hat. Nein, es bleibt der allerheiligsten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu bestimmen, wonach wir unsere Seelenführung einzurichten haben. Und wer ist diese Kirche? Es ist nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derselben, nein! es sind die heiligsten, gelehrtesten, erfahrensten Männer aller Zeiten, die sich zusammen vereiniget haben, nach und nach, unter dem Beistand des heiligen Geistes, dieses übereinstimmende große und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf den großen Versammlungen ihre Gedanken einander mitgeteilet, sich wechselseitig erbaut, die Irrtümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unserer allerheiligsten Religion gegeben haben, deren sich keine andre rühmen kann; ihr einen Grund gegraben und eine Brustwehr aufgeführet, die die Hölle selbst nicht über-

wältigen wird. Eben so ist es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbierte Übersetzung der Vulgata, und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget ist. Daher kommt diese Übereinstimmung, die einen jeden erstaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an diesem entlegenen Winkel der Welt, oder einen Prediger in der größten Hauptstadt in dem entferntesten Lande, den ungeschicktesten oder den fähigsten — alle werden eine Sprache führen, ein katholischer Christ wird immer dasselbige hören, überall auf dieselbe Weise unterrichtet und erbauet werden: und das ist's, was die Gewißheit unsers Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versicherung gibt, in der wir einer mit dem andern fest verbunden leben, und mit der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander scheiden können. Er hatte diese Rede, wie einen Diskurs, eins auf das andre, folgen lassen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er sich uns von einer vorteilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungssucht. Er wechselte teils mit den Händen dabei ab, schob sie einmal in die Kuttenärmel zusammen, ließ sie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anstand seine Dose aus der Kapuze und warf sie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu, und er schien mit unsrer Art, seine Sachen aufzunehmen, vergnügt zu sein. Wie sehr würde er sich gewundert haben, wenn ihm ein Geist im Augenblicke offenbaret hätte, daß er seine Peroration an einen Nachkommen Friedrichs des Weisen richte.

Den 13. Nov., oben auf dem Gipfel des Gotthards bei den Kapuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unsrer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor; wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahrszeit, einige Tage aufhielt und, mein künftiges Schicksal unvorahnend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegen ging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine Schneelauine stark beschädigt worden; die Patres haben diese Gelegenheit ergriffen, eine Beisteuer im Lande eingesammelt, ihre Wohnung erweitert und bequemer gemacht. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht zu Hause, doch, wie ich höre, noch eben dieselben, die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der schon dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält, ist gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten sie noch heute von Airolo herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich weiter fortfahren, denn vor die Türe, merk' ich schon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tische.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg. Ja es ist die größte Lust, sich oben drauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Öfen von steinernen Platten zusammen gesetzt sind, gar wohl angeht. Zuvörderst also wollen wir an den Abschied von Realp und unsern Weg hieher.

Noch gestern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo alles auf einen sehr kleinen Platz zusammen gestellt war. Sein Bett, das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestund, schien uns, die wir uns an

ein gleiches Lager gewöhnt, nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und schieden sehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zusammengestellte Stühle zu helfen suchte. Erst heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff, den lieblichen gestrigen Weg wieder zurück zu machen, schienen es als Epoche anzusehn und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu gute tun könnten; und da sie gut bezahlt wurden, mochte bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durchs Ursner Tal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Salweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durch einander. Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste; es sei nun, daß alte Erinnerungen sie wert machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammen geketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte und Weg sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer als man es in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, teils hell im Sonnenlicht, teils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir in Hospital; ein Örtchen, das noch im Ursner Tal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum erstenmal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf Morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Mauleseln machte mit seinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht. Der größte Teil war schon vor uns aufgestiegen, und hatte den glatten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die bestellt sind, das Glatteis mit Erde zu überfahren, um den Weg praktikabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten getan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der über Felsen sich immer hinabstürzenden Reuß hinauf, und die Wasserfälle bilden hier die schönsten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über schwarze Felsen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten sich, in den Ritzen und auf den Flächen, Eismassen angesetzt, und das Wasser schien über schwarz und weiß gesprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Kristalladern und Strahlen in der Sonne, und das Wasser lief rein und frisch dazwischen hinunter. Auf den Gebirgen ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als Maultiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem sie, durch einen sonderbaren Instinkt, unten an einem steilen Orte erst stehen bleiben, dann denselben schnell hinauf schreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf geraden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis sie durch den Treiber, oder

durch die nachfolgenden Tiere vom Platze bewegt werden. Und so, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man sich an ihnen auf dem schmalen Wege vorbei, und gewinnt über so eine ganze Reihe den Vorteil. Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie einem wieder zuvor, und der betäubende Laut ihrer Klingeln und ihre breit auf die Seite stehende Bürde sind einem hinderlich und beschwerlich. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie sich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müssen. Man ist hier auf einer Fläche, rings um wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.

Man kann sich kaum erwärmen, besonders da sie nur mit Reisig heizen können, und auch dieses sparen müssen, weil sie es fast drei Stunden herauf zu schleppen haben, und oberwärts, wie gesagt, fast gar kein Holz wächst. Der Pater ist von Airolo herauf gekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hier oben sich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airolo herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen, der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er sich besinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Er sprach nichts als Italienisch, und wir fanden hier Gelegenheit, von den Übungen, die wir uns das Frühjahr in dieser Sprache gegeben, Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Haustüre heraus, um uns vom Pater den Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und angreifend kalt ist es. Wir bleiben also wohl für diesmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir morgen fortgehen, und haben Zeit genug, das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgketten bei ihm zusammen laufen und sich an ihn anlehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Die Gebirge von Schwyz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der italienischen Vogteien herauf, und von Abend drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Täler nach Italien, der andere gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstädtersee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt, und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen.

Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797.

Schaffhausen und der Rheinfall.

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu beidem wird in der neuern Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der uns eine Gegend vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichts, so gut oder schlecht, als er es vermag, sichtlich vor uns handeln läßt. Eben so willkommen ist aber auch der Dichter oder Redner, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wieder beleben oder unsere Phantasie aufregen; ja wir erfreuen uns sogar, mit dem Buche in der Hand eine wohlbeschriebne Gegend zu durchlaufen; unserer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unsere Aufmerksamkeit wird erregt, und wir vollbringen unsere Reise in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Gesellschafters.

Kein Wunder also, daß in einer Zeit, da so viel geschrieben wird, auch so manche Schrift dieser Art erscheint; kein Wunder, daß Künstler und Dilettanten in einem Fache sich üben, dem das Publikum geneigt ist.

Als eine solche Übung setzen wir die Beschreibung des Wasserfalls von Schaffhausen hierher, ohne sie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen. Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beschrieben werden, es wird jeden Beschauer in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauung, seine Empfindung mitzuteilen, und von keinem fixiert, noch weniger erschöpft werden.

Schaffhausen, den 17. September, Abends.

Im Gasthof zur Krone gutes Zimmer. Kupfer, Geschichte der traurigen Epoche Ludwigs XVI. Betrachtung dabei weiter auszuführen.

An der Table d'hote Emigranten: Dame, Gräfin, Condéische Offiziere, Pfaffen, Oberst Landolt.

Bemerkung eines gewissen stieren Blicks der Schweizer, besonders der Zürcher.

Den 18. September, früh.

Um 6½ Uhr ausgefahren. Grüne Wasserfarbe, Ursache derselben.

Nebel, der die Höhen einnahm. Die Tiefe war klar, man sah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, den man recht gut unterscheiden konnte, vermischte sich mit dem Nebel und stieg mit ihm auf.

Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftiginnern Empfindungen.

Uwiesen, ein Dorf. Weinberge, unten Feld.

Oben klärte sich der Himmel langsam auf, die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man steigt hinab und steht auf Kalkfelsen.

Teile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höhern Wasser ausgeschliffne, gegen die das Wasser herabschießt. Ihr Widerstand, einer oben und der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen-Locken, Gischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimiert sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt pp.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpur gefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen.

Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beschränkung durch Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja es war möglich, die schönste Ansicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen.

Umgebung. Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderm Glücke und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht teilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende, verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abteilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich beleuchtet nun vor dem feinern Dunst aus, ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheuer muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommne muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. So erscheinen uns schöne Personen immer schöner, verständige verständiger.

Das Meer gebiert ein Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.

Nach einiger Beruhigung verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu seinem Ursprung und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabsteigen nach dem flächern Ufer Gedanken an die neumodische Parksucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man schöne Motive hat, ist in jeder Gegend lobenswürdig; aber wie bedenklich es sei, gewisse Imaginationen realisieren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur selbst hinter der Idee zurückbleiben.

Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Tomann.

Luzern mit dem Pilatus.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Ich fuhr über. Der Rheinfall von vorn, wo er faßlich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schon schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Mannigfaltigkeit in seiner Breite; man kann die verschiednen Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum nützlich Verwendeten links.

Über dem Sturz die schöne Felswand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich stand so, daß das Schlößchen Wörth und der Damm, der von dort ausgeht, den linken Vordergrund machten. Auch auf dieser Seite sind Kalkfelsen, und wahrscheinlich sind auch die Felsen in der Mitte des Sturzes Kalk.

Schlößchen Wörth. Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippels Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehörte. Der Hausherr, der Geltzer heißt, war mit Trippel durch Mütter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her im Besitz, doch als Schupflehn, wie sie es heißen. Er muß nämlich dem Kloster, oder dessen jetzigen Successoren, die Zolleinkünfte berechnen, zwei Drittel des gefangenen Lachses einliefern, auf die Waldung Aufsicht führen und daraus nur zu seiner Notdurft schlagen und nehmen; die Nutzung des Weinberges und der Felder gehört ihm zu, und er gibt jährlich überhaupt nur 30 Taler ab. Und so ist er eine Art von Lehenmann und zugleich Verwalter. Das Lehn heißt Schupflehn deswegen, weil man ihn, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, aus dem Lehn herausschieben oder schuppen kann. Er zeigte mir seinen Lehnbrief von Anno 62, der alle Bedingungen mit großer Einfalt und Klarheit enthält. Ein solches Lehn geht auf die Söhne über, wie der gegenwärtige Besitzer die ältern Briefe auch noch aufbewahrt. Allein im Briefe selbst steht nichts davon, obwohl von einem Regreß an die Erben darin die Rede ist.

Um 10 Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder hinüber. Der Rhein war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet, schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowohl von dem Laufenschen Felsen als von den Felsen der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran, und ich fühlte, daß der vorige Eindruck schon verwischt war; es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen. Wie schnell sich doch die Nerve wieder in ihren alten Zustand herstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuern Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

Beobachtungen und Betrachtungen.

Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne noch größere Massen von Licht und Schatten.

Da nun kein Nebel ist, scheint der Gischt gewaltiger, wenn er über den reinen Himmel und die reine Erde hinauffährt.

Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ist auch auffallender.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte, die sich gelassen successiv einer ungeheuern Wirkung nähern, sind eben so anzusehen. Mir fielen die Kolonnen ein, wenn sie auf dem Marsche sind.

Man sieht nun links über die bebaute Gegend und Weinhügel mit Dörfern und Höfen belebt und mit Häusern wie besäet. Ein wenig vorwärts Hohentwiel und, wenn ich nicht irre, die vorstehenden Felsen bei Engen und weiter herwärts. Rechts die hohen Gebirge der Schweiz in weiter Ferne hinter den mannigfaltigsten Mittelgründen. Auch bemerkt man hinterwärts gar wohl an der Gestalt der Berge den Weg, den der Rhein nimmt.

In dem Dorf Uwiesen fand ich in der Zimmerarbeit Nachahmung der Maurerarbeit. Was sollen wir zu dieser Erscheinung sagen, da das Gegenteil der Grund aller Schönheit unsrer Baukunst ist!

Auch sah ich wieder Mangold, nahm mir vor, Samen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unsern Wieland zu traktieren.

Ich wurde abermals dran erinnert, wie das Sentimentale das Ideal auf einen einzelnen Fall anwendet und deswegen meistens schief ist.

Schaffhausen lag mit seiner Dächermasse links im Tale.

Schaffhäuser Brücke schön gezimmert, höchste Reinlichkeit. In der Mitte einige Sitze, hinter denen die Öffnungen mit Glasfenstern zugeschlossen sind, damit man nicht im Zuge sitze.

Unterm Tore des Wirtshauses fand ich ein paar Franzosen wieder, die ich auch am Rheinfall gesehen hatte. Der eine war wohl damit zufrieden, der andere aber sagte: C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit. Ich möchte die Ideen des Mannes und seinen Maßstab kennen.

Bei Tische saß ich neben einem Manne, der aus Italien kam und ein Mädchen von ungefähr 14 Jahren, eine Engländerin namens Dillon, deren Mutter, eine geborne d'Alston, in Padua gestorben war, nach England zurückführte. Er konnte von der Teurung in Italien nicht genug sagen. Ein Pfund Brot kostet 20 französische Sous und ein Paar Tauben einen kleinen Taler.

Makaronische Uniform französischer edlen Kavalleristen. Fürchterliches Zeichen der drei schwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm.

---

eodem.

Um 3 Uhr fuhr ich wieder nach dem Rheinfall. Mir fiel die Art wieder auf, an den Häusern Erker und Fensterchen zu haben. Sogar haben sie ein besonderes Geschick, solche Guckscharten durch die Mauern zu bohren und sich eine Aussicht, die niemand erwartet, zu verschaffen.

Wie nun dieses die Lust anzeigt, unbemerkt zu sehen und zu beobachten, so zeigen dagegen die vielen Bänke an den Häusern, welche an den vornehmern geschnitzt, aufgeschlagen und zugeschlossen sind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zusammenseins, wenigstens voriger Zeit.

Viele Häuser haben bezeichnende Inschriften; auch wohl manche selbst ein Zeichen, ohne gerade ein Wirtshaus zu sein.

Ich fuhr am rechten Rheinufer hin; rechts sind schöne Weinberge und Gärten, der Fluß strömt über Felsbänke mit mehr oder weniger Rauschen.

Man fährt weiter hinauf. Schaffhausen liegt nun in der Tiefe; man sieht die Mühlen, die vor der Stadt den Fluß herabwärts liegen. Die Stadt selbst liegt wie eine Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz. Sie ist wahrscheinlich durch die Hemmung der Schiffahrt durch den Rheinfall in dieser Gegend entstanden. Ich habe in derselben nichts Geschmackvolles und nichts Abgeschmacktes bemerkt, weder an Häusern, Gärten, Menschen und Betragen.

Der Kalkstein, an dem man vorbeifährt, ist sehr klüftig, so wie auch der drüben bei Laufen. Das wunderbarste Phänomen beim Rheinfall ist mir daher die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhalten, da sie doch wahrscheinlich von derselben Gebirgsart sind.

Da sich der Fluß wendet, so kommen nun die Weinberge an das entgegengesetzte Ufer, und man fährt diesseits zwischen Wiesen und Baumstücken durch. Dann erscheinen drüben steile Felsen und hüben die schönste Kultur.

Bei der Abendsonne sah ich noch den Rheinfall von oben und hinten, die Mühlen rechts, unter mir das Schloß Laufen, im Angesicht eine große herrliche, aber faßliche, in allen Teilen interessante, aber begreifliche Naturszene: man sieht den Fluß heranströmen und rauschen und sieht, wie er fällt.

Man geht durch die Mühlen durch in der kleinen Bucht. Bei den in der Höhe hervorstehenden mancherlei Gebäuden wird selbst der kleine Abfall eines Mühlwassers interessant, und die letzten diesseitigen Ströme des Rheinfalls schießen aus grünen Büschen hervor. Wir gingen weiter, um das Schlößchen Wörth herum. Der Sturz war zu seinem Vorteil und Nachteil von der Abendsonne grade beleuchtet; das Grün der tieferen Strömungen war lebhaft, wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wohl, daß man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war eben wieder, als wenn man das Schauspiel zum erstenmal sähe. In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Teil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün, und aller Schaum und Dunst war licht purpur gefärbt; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwicklung eines neuen Regenbogens. Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaums, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Übermaß zu unterliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.

Im Zurückgehen legitimierte sich bei mir Denfeld, ein Schwede, durch einen Brief von Kosegarten. Er ist auf einer sogenannten genialischen Fußreise begriffen.

Von Schaffhauſen nach Stäfa.

Den 19. September.

Früh 6½ Uhr aus Schaffhauſen. Berg und Täler klar, der Morgenhimmel leicht gewölkt, im Abend dichtere Wolken.

Wir fuhren einen Teil des geſtrigen Wegs. Der Baum und der Efeu Anlaß zur Elegie.

Man ſah die ganze Bergreihe der Schweiz mit ihren Schneegebirgen; ſchönes Fruchtfeld, bewachſne Berge rechts und links.

Jeſtetten mit fruchtbarer Umgebung. Hanf und Klee, Erdäpfel, Rüben, Bohnen, Möhren, Weinbau machten das Feld noch lebendig. Das friſch umgerißne Erdreich ſah ſehr ſauber aus. Nußbäume. Nach verſchiednen Hügeln und Tälern ſchöne fruchtbare Fläche gegen den Rhein zu, hinten mit herrlichen Vorbergen.

Raſz. Brot den Pferden. Viel Hanf, zum erſtenmal ſeit langer Zeit Flachs.

Hinab nach Egliſau über die Brücke, Reinlichkeit und Zierlichkeit derſelben. Ein paar Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren ſaßen am Zoll in einem artigen Kabinette und nahmen das Wegegeld ein. Die jüngere nahm das Geld und überreichte den Zettel, indes die ältere Buch hielt. Schöne fruchtbare Fläche zwiſchen waldbewachſnen Bergen. Vorwärts Plaine, Eichenwald, gerade Straße hindurch.

Bülach um 11 Uhr. Glasfenſter. Nichts Neues als das ſchon Bekannte. Das Ausſchleifen auch bei andern Farben als der Purpur. Eine ſehr lichte eigentliche Purpurfarbe, die ins Violettliche fällt . . . Auf die farbige Scheibe hinten eine andere Farbe zur Miſchung gebracht als Gelb und Blau, wodurch ein Grün entſteht; beſonders nimmt ſich das Gelbe auf dem erſtgedachten lichten Purpur ſehr ſchön aus. Übrigens haben ſie oft auf eine ſehr wunderbare und unnötig ſcheinende Weiſe zuſammengeſetzt; doch findet man bei näherer Betrachtung die Urſache. Auch ſind ſie oft und ſchlimm genug repariert. Sie ſind ſämtlich von 1570, aber an der ſtarken Stellung der gerüſteten Männer, an der Gewalt der heraldiſchen Tiere, an den tüchtigen Körpern der Zieraten, an der Lebhaftigkeit der Farben ſieht man den Kerngeiſt ihrer Zeiten, wie wacker jene Künſtler waren und wie derbſtändig und bürgerlich vornehm ſie ſich ihre Zeitgenoſſen und die Welt dachten. Eine Scheibe mit dem doppelten Wappen der Stadt Schaffhauſen, über dem der kaiſerliche Adler in einem Schild ſteht, iſt fürtrefflich gemacht, und an der Krone iſt der herrlichen Zieraten kein Ende.

Von Bülach, wo es kühl und anmutig geweſen, um halb Zwei ab. Die Flachs- und Hanfbrechen ſind hier wieder anders als in Schwaben und bei uns.

Betrachtung, daß der Menſch die Rede eigentlich für die höchſte Handlung hält, ſo wie man vieles tun darf, was man nicht ſagen ſoll. Die Gegend hat im ganzen nichts ſonderlich Charakteriſtiſches, links fruchtbare Plaine, vorwärts die Gebirge; der Boden iſt fruchtbar und gut gearbeitet, war an verſchiednen Orten ſehr kieſig, mit unzähligen Geſchieben überſäet.

Kloten.

Gegen 6 Uhr nach Zürch bei ſehr ſchönem Wetter. Brief an Herrn Meyer abgeſchickt. Zu Frau Schultheß. Bei Herrn Ott im Schwert eingekehrt. Abends bei der Table d'hote mit Herrn Landvogt Imthurn von Schaffhauſen, der vom Syndikate

aus Lavis zurückkehrte, und einem andern Zürcher Herrn, der gleichfalls aus Italien kam. Beide erzählten wenig Gutes von den gegenwärtigen Umständen daselbst.

Den 20. September.

Ging ich bei schönem Wetter oberhalb der Stadt an den See. Auf dem Rückweg sah ich die Geistlichen von und zu dem Verbrecher hinüber und herüber fahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze zu.

Wenn nach gehaltnem Blutgerichte die gewöhnliche Eilf-Uhr-Glocke geläutet wird, so ist es ein Zeichen, daß der Verbrecher begnadigt ist; hält aber die Glocke inne, so ist das Todesurteil gesprochen, und sie gibt um halb Zwölfe das Zeichen zu seiner Hinausführung. Diesmal ward er begnadigt. Es war ein falscher Münzer, der schon vorher wegen Diebstählen gebrandmarkt worden war.

Mittags bei Tische lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli kennen. Das Wetter war sehr trüb, dessen ungeachtet ging ich nach Tische ein wenig über die neuen Anlagen nach dem Schonehof spazieren. Auf dem Rückweg begegnete ich den Kranich*. Gegen 4 Uhr kam Herr Meyer; es fiel ein starker Regen. Abends bei Tische fand ich Herrn Hofrat Müller von Wien.

Den 21. September.

Fuhren wir gegen 8 Uhr ab. Der Tag war heiter. Wir kehrten bei Herrn Escher auf seinem Gute bei Herrliberg zu Mittage ein und kamen Abends nach Stäfa**.

Stäfa.

Den 22. September.

Einen trüben Tag brachten wir mit Betrachtung der von Herrn Meyer verfertigten und angeschafften Kunstwerke zu, so wie wir auch einander verschiedne Ideen und Aufsätze mitteilten. Abends machten wir noch einen großen Spaziergang den Ort hinaufwärts.

Sonnabend den 23. September.

Früh Herrn Meyers mitgebrachte Arbeiten nochmals durchgesehen. Bekanntschaft mit Maler Diogg und mit Bannerherr Zwicki von Glarus. Abends auf den Berg zu dem sogenannten Philosophen, die Anlagen seiner Kultivation zu sehen.

Sonntags, den 24. September.

Gespräch über die vorhabende rhetorische Reisebeschreibung. Wechselseitige Teilnahme. Über die Notwendigkeit, die Terminologie zuerst festzusetzen, wonach man Kunstwerke beschreiben und beurteilen will. Zu Mittag kamen Herr Horner und Escher der Sohn von Zürch. Abends fuhren wir auf die Uffenau*** und kamen mit einbrechender Nacht zurück.

Montag, den 25. September.

Früh Briefe nach Hause.

---

* So nannte Goethe Lavatern.
** Insel im Züricher See, Grabstätte Huttens.
*** Goethe wohnte daselbst in der „Krone".

An Voigt.

Den 25. September.

Sie erhalten hierbei, werteſter Freund, eine kurze Nachricht, wie es mir ſeit Tübingen ergangen, welche ich Serenissimo mitzuteilen und mich auf das beſte dabei zu empfehlen bitte.

Etwa übermorgen denke ich mit Profeſſor Meyer eine kleine Gebirgsreiſe anzutreten. Man kann ſich nicht verwehren, wenn man ſo nahe iſt, ſich auch wieder unter dieſe ungeheuern Naturphänomene zu begeben. Die mineralogiſche und geognoſtiſche Liebhaberei iſt auch erleichtert, ſeitdem ſo manche Schweizer ſich mit dieſem Studio abgegeben und durch ihre Reiſen, die ſie ſo leicht wiederholen können, den Fremden den Vorteil verſchafft haben, ſich leichter zu orientieren. Die Aufſätze eines Herrn Eſcher von Zürch haben mir eine geſchwinde Überſicht gegeben deſſen, was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour zu erwarten habe. Das Neueſte in dieſem Fach iſt ein biegſamer Stein, nach der Beſchreibung jenem Danziſchen ähnlich, wovon ich etwas mitzubringen hoffe.

Die öffentlichen Angelegenheiten ſehen in dieſem Lande wunderlich aus. Da ein Teil der ganzen Maſſe ſchon völlig demokratiſch regiert wird, ſo haben die Untertanen der mehr oder weniger ariſtokratiſchen Kantone an ihren Nachbarn ſchon ein Beiſpiel deſſen, was jetzt der allgemeine Wunſch des Volks iſt; an vielen Orten herrſcht Unzufriedenheit, die ſich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Über alles dies kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzoſen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partei gemacht und ſich mit in der ſogenannten Verſchwörung befunden haben, und man erwartet nunmehr, daß die Franzoſen ſich deshalb an die Einzelnen, vielleicht gar ans Ganze halten möchten. Die Lage iſt äußerſt gefährlich, und es überſieht niemand, was draus entſtehen kann.

Bei dieſen ſelbſt für die ruhige Schweiz ſo wunderbaren Ausſichten werde ich um deſto eher meinen Rückweg baldmöglichſt antreten, um geſchwinder, als ich hergegangen bin, wieder in jene Gegenden zurückzukehren, wo ich mir eine ruhigere Zeit unter geprüften Freunden verſprechen kann.

Soeben erhalte ich Ihr wertes Schreiben vom 11. September und werde Ihnen dadurch abermals ſo wie in der Gegenwart als auch in der Abweſenheit unendlich viel ſchuldig. Daß ich den Kleinen wieder geſund und froh bei Ihnen denken kann, wie Sie die Güte haben, ſeine Reiſeerinnerungen rege zu machen und ihm ſo zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, iſt mir unſchätzbar, und dieſe Vorſtellung wird mich auf meiner kleinen Reiſe in die rauhen Gebirge begleiten.

An Schiller.

Den 25. September.

Ihren erfreulichen Brief vom 7. September habe ich vorgeſtern hier erhalten. Da er länger ausblieb, als ich hoffte, ſo mußte ich befürchten, daß Ihr Übel ſich vermehrt habe, wie ich denn nun auch aus Ihrem Briefe leider erfahre. Möchten Sie doch in

Ihrer Stille einer so guten Gesundheit genießen als ich bei meiner Bewegung! Ein Blatt, das beiliegt, sagt Ihnen, wie es mir seit Tübingen ergangen ist. Meyer, den ich nun zu unserer wechselseitigen Freude wiedergefunden habe, befindet sich so wohl als jemals, und wir haben schon was Ehrliches zusammen durchgeschwätzt; er kommt mit trefflichen Kunstschätzen und mit Schätzen einer sehr genauen Beobachtung wieder zurück. Wir wollen nun überlegen, in was für Formen wir einen Teil brauchen und zu welchen Absichten wir den andern aufheben wollen.

Nun soll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldstätter See gehen. Die großen Naturszenen, die ihn umgeben, muß ich mir, da wir so nahe sind, wieder zum Anschauen bringen, denn die Rubrik dieser ungeheuern Felsen darf mir unter meinen Reisekapiteln nicht fehlen. Ich habe schon ein paar tüchtige Aktenfascikel gesammelt, in die alles, was ich erfahren habe oder was mir sonst vorgekommen ist, sich eingeschrieben und eingeheftet befindet, bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt, aus dem ich auch nicht einmal, wie ich früher hoffte, etwas für die Horen herausheben könnte.

Ich hoffe diese Reisesammlung noch um vieles zu vermehren, und kann mich dabei an so mancherlei Gegenständen prüfen. Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt, daß man so manches subsumieren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat.

Da Italien durch seine frühern Unruhen, und Frankreich durch seine neusten, den Fremden mehr oder weniger versperrt ist, so werden wir wohl vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers folgen und, den Rhein hinab, uns wieder gegen Norden bewegen, ehe die schlimme Witterung einfällt. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des Fuchsturms vergnügt zusammen wohnen; ja ich vermute sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die sämtliche Karawane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürch fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämtlich nach der Schweiz kommen. Der jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in mehrern Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektiert hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

Aus meinen frühern Briefen werden Sie gesehen haben, daß es mir in Stuttgart ganz wohl und behaglich war. Ihrer ist viel und von vielen und immer aufs beste gedacht worden. Für uns beide, glaub' ich, war es ein Vorteil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.

Sagen Sie mir doch in dem nächsten Briefe, wie Sie sich auf künftigen Winter einzurichten gedenken? Ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbachische Haus oder Weimar gerichtet ist. Ich wünsche Ihnen die behaglichste Stelle, damit Sie nicht bei Ihren andern Übeln auch noch mit der Witterung zu kämpfen haben.

Wenn Sie mir nach Empfang dieses Briefes sogleich schreiben, so haben Sie die Güte, den Brief unmittelbar nach Zürch mit dem bloßen Beisatz bei Herrn Rittmeister Ott zum Schwert zu adressieren. Ich kann rechnen, daß Gegenwärtiges acht Tage läuft, daß eine Antwort ungefähr eben so lange gehen kann, und ich werde ungefähr in der Hälfte Oktobers von meiner Bergreise in Zürch anlangen.

Für die Nachricht, daß mein Kleiner wieder hergestellt ist, danke ich Ihnen um so mehr, als ich keine direkte Nachricht schon seit einiger Zeit erhalten habe und die Briefe aus meinem Hause irgendwo stocken müssen. Diese Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht, indem sich sonst alles gut und glücklich schickte. Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und erfreuen Sie sich der letzten schönen Herbsttage mit den Ihrigen, indes ich meine Wanderung in die hohen Gebirge anstelle. Meine Korrespondenz wird nun eine kleine Pause machen, bis ich wieder hier angelangt bin.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Vers: „Es wallet und siedet und brauset und zischt pp." sich bei dem Rheinfall trefflich legitimiert hat. Es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Teilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth durchschlingen.

Soeben erhalte ich auch die Bogen J. K. des Almanachs durch Cotta und hoffe nun, auf meiner Rückkunft aus den Bergen und Seen wieder Briefe von Ihnen zu finden. Leben Sie recht wohl. Meyer wird selbst ein paar Worte schreiben. Ich habe die größte Freude, daß er so wohl und heiter ist; möge ich doch auch dasselbe von Ihnen erfahren!

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch einiges schon wirklich gemacht, so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas produziert habe. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns theoretisch und praktisch immer so fortfahren.

Von Stäfa auf den Gotthard und zurück.

Donnerstag, den 28. September.

Um 8 Uhr von Stäfa, zu Schiffe. Glanz der Wolken über dem Ende des Sees, Sonnenblick auf Richterswyl und den nächsten Höhen. Nebel und Wolken über dem untern Teile nach Zürch zu. In der Mitte des Sees ist die Aussicht hinaufwärts sehr schön: man sieht Stäfa, Rapperswyl, die Berge von Glarus, die über einander greifenden Vorgebirge, hinter und zwischen denen der Wallenstädter See liegt, die Uffenau auf der Wasserfläche, dann den Teil des Ufers mit seinen Bergen zum Kanton Schwyz gehörig (der Buchberg), und so weiter herab bis Richterswyl. Dieser Ort liegt sehr artig. Gleich hinter ihm steigen fruchtbare Höhen auf. Ehe man landet, sieht der obere Teil des Sees sehr weit und groß aus. Hintergrund und Seiten, wie sie schon beschrieben sind, machen sich sehr mannigfaltig. In drei Viertelstunden fuhren wir hinüber.

Urseren auf dem St. Gotthardsweg.

Perspektive Ansicht des St. Gotthard, 1792.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Der Ort ist hübsch gebauet, sehr große Wirtshäuser, ein neues mit Bädern. Eine freundliche Reede, die Schiffahrt ist lebhaft; die Produkte aus dem Kanton Schwyz werden hierher geschafft und weiter transportiert, indem Schwyz selbst keinen Hafen hat und einen anzulegen von Zürch verhindert wird.

Auch hat der Ort durch die Pilger, die nach Einsiedeln wallfahrten, viel Zugang. Diesen Sommer war eine große Anzahl durchgegangen; sehr viel aus Schwaben, wahrscheinlich wegen Gelübde in der Kriegsgefahr.

Wir gingen Richterswyl hinauf und fanden mehrere neue Häuser. Am Wege fanden wir die grauen und roten Platten und andere entschiedene Breccien zum Gebrauche hingeschafft. Die grauen Platten haben in ihren Abwechslungen viel Ähnlichkeit mit der Harzer grauen Wacke, indem sie bald porphyr-, bald breccienartig erscheinen.

Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht. Feld- und Obstbau fährt fort, mehr Wiesen treten ein. Auf der Höhe, in einer flachen Vertiefung, die ehemals voll Wasser gestanden haben mag, guter Torf. Immer schöne reinliche Häuser zwischen den Besitzungen. Man sieht nun mittagwärts in ein hinteres, gleichfalls fruchtbares Tal. Hohe Nußbäume.

Windstürme, die an dieser Seite anschlagen und wieder gegen Stäfa zurückprallen. Wir verließen die gepflasterte Fahrstraße. Der Fußpfad führt an einer Reihe von zehn Eichen vorbei; Triftplatz, herrliche Aussicht nach dem See und ringsum in die fruchtbaren Täler, in Süden ein hoher, mit Wald bewachsner Berg.

Nun wird es schon etwas rauher; Trift, Binsen, Farnkraut, doch schöne Kirschbäume. Die graue Wacke scheint die Hügel zu bilden. Ausgestochne Torfflächen. Man sieht, wie durch Binsen, Heide und dergleichen sie wieder nach und nach sich ausfüllen und anwachsen können. Der Weg, den man in der Mitte gelassen, zeigt von der Güte des ehemaligen Torfes. Wir fanden einen schönen Mandelstein als Stufe. Wiesen, Frucht- und Kartoffelbau. Man wechselt so mit Benutzung des Bodens um. Hüttner See, nicht groß; er hat gute Fische und Krebse, liegt rechter Hand. Steht man darüber, so sieht das Gebirge, das man überstiegen hat, wie eine Erdenge zwischen diesem und dem Zürcher See aus.

Um $10^1/_2$ kamen wir in Hütten an . . . Landrichter. Bär, Medikus und Chirurgus.

Man sprach von der jährlichen Ausführung der Kühe nach Italien; man kann etwa 3000 rechnen, höchstens fünfjährige, das Stück von 10 zu 16 Louisdor. Gegenwärtig fürchtet man ein Verbot, da in Italien eine Seuche sich zeigen soll. Es ward auch von der Weinausfuhre gesprochen, die gegenwärtig sehr stark nach Schwaben ist; es haben sich schon Käufer zu dem diesjährigen Wein am Stock gemeldet.

Um 2 Uhr ab. Es war ein schöner Moment. Von der Höhe den Hüttner und Zürcher See, mit dem jenseitigen Ufer des letztern, zunächst die mannigfaltigen, mit Wäldern, Frucht-, Obstbau und Wiesen geschmückten Höhen und Täler zu sehen. Bis nach der Stadt zu war alles klar, so wie hinaufwärts gegen Stäfa, Rapperswyl, bis in die Gebirge von Toggenburg.

Herr Pfarrer Beyel von Hütten begleitete uns. Als wir schöne Stechpalmen bemerkten, sagte er, daß er auf dem Berge rechts einen starken Stamm, wie ein Mannsschenkel, etwa zwölf Fuß hoch, gefunden habe.

Wir kamen an den Grenzstein zwischen Schwyz und Zürch. Man sagt, die Schwyzer haben den Aberglauben, wenn sie mit dem Stocke an die Seite des Zürcher Wappens schlagen, daß es der ganze Kanton Zürch übel fühle.

Man sieht rückwärts die ganze Reihe des Albis, so wie, nach den freien Ämtern zu, die niedern Gebirgsreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.

Auf dem Weg scheint das Gebirg grobe Breccie zu sein und die Kalkfelsen, die hie und da aus dem Grase herausſehen, herabgestürzt. Man sieht Utznach liegen, und die Aussicht nach dem obern Teil des Sees wird immer schöner. Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt. Dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren und so viel Wasser, als man wollte, zu Wässerung und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten; ein Unternehmen, das freilich in einem demokratischen Kantone und bei der Komplikation der Grundstücke, die es betreffen würde, nicht denkbar ist.

Man wendet sich nach Schindeleggi hinein; die Aussicht verbirgt sich, man kommt über die Sihl, über eine hölzerne Brücke. Man kommt in ein wildes Tal, dessen Seiten mit Fichten bewachsen sind; der reißende steinige Sihlfluß bleibt links.

Die Felsen sind ein feinerer Sandstein, der in gröbere Breccie übergeht. Man ist gleich in einer andern Welt. Man erhebt sich rechts auf kahlen Triften über das Sihltal. Man kommt an einem Brunnen vorbei, der wegen seiner Frische berühmt ist. Triften, ferne Alpenhütten auf ziemlich sanften Höhen.

Man kommt auf die Chaussee, die von Wollerau heraufgeht, auf welcher die Waren von Schwyz über Steinen und zum Turn nach Richterswyl und nach Bach gebracht werden; sie ist hier flach und gut.

Man naht sich wieder der Sihl. Rechts über dem Wege zeigen sich Flußgeschiebe in großer Höhe; links fand sich ein schwarzes Quarzgestein, von der größten Festigkeit, mit Schwefelkies durchsetzt, in großen Wacken. Man verläßt die Straße und wendet sich links. Brücke über die Biber. Starker Stieg; die Gegend bleibt sich ähnlich. Um 5 Uhr sahen wir Einsiedeln, kamen gegen 6 Uhr an und logierten zum Pfauen gegen der Kirche über.

Freitag, den 29. September als am Michaelstage.

Wir besahen des Morgens die Kirche. Unsinnige Verzierung des Chors. Der Schatz wird nur zum Teil gezeigt, unter dem Vorwande, daß man nach einem Diebstahle die besten Sachen beiseite gebracht habe.

In der Bibliothek stehen schöne bunte Glasscheiben in Rahmen an den Fenstern herum.

Im Naturalienkabinett ist ein kleiner wilder Schweinskopf und einige andere Teile des Tiers in Sandstein, bei Utznach gefunden, merkwürdig. Ingleichen schöne Adularien, ein Granat mit natürlichen Fassetten von Mittelgröße.

In dem Kupferstichkabinett, unter der Bibliothek, hängen einige der besten Kupferstiche von Martin Schön.

Der Bibliothekarius führte uns nicht selbst herum. Sein Klostername war Michael, und er hatte also das Recht, am Tage seines Patrons ein feierliches Hochamt zu lesen. Wir wohnten einem Teil desselben bei, nicht sehr erbaut von der Musik.

Um 11 Uhr von Einsiedeln ab. Ein Nebel überzog den Himmel und die Gipfel der Berge, nur ein wenig blauer Himmel sah durch. Da wir kein Kyanometer bei uns hatten, schätzten wir die Erscheinung nach Ultramarin; die gegenwärtige ward nur für die Ultramarin-Asche gehalten. Wir gingen das Dorf und moorige Tal hinauf; ein Fußpfad von Kieseln ist streckenweise nicht übel, ja in der Nachbarschaft von Sägemühlen mit Sägespänen bestreut. Nonnenkloster rechts, sieht wie ein Gut aus; das Gebäude ist ohne Mauer. Wir erinnerten uns der Murate in Florenz.

So gingen wir im Tale der Alp, am rechten Ufer derselben, auf einem leidlichen Fußwege hin, kamen über das Bette des Flusses. Sie bringt meist Kalk, wenig Sandstein, einige Stücke sehr festen und serpentinartigen Gesteines. Bet- und Bettelzölle. Empfundne Reisen. Schiefriger Quarz. Das Alptal erschien auch darum traurig, weil kein Vieh zu sehen war, das noch auf den höhern Alpen weidet. Schneidemühle mit schönem Bretter- und Bohlenvorrat; eine Kirche und Wirtshaus scheinen sich daran kristallisiert zu haben. Diese kleine Gruppe von Gebäuden heißt selbst Alptal.

Nun steigt man rechts auf einem steilen Weg in die Höhe, über Kalkfelstrümmern, Platten und Fichtenstämmen. Erster Gießbach; über demselben rauher Stieg. Schlucht nennen sie hier Tobel, so wie fast überall in der Schweiz. Holzverschwendung. Alte, stehende, ganz kahle Stämme. Knüppelstieg, rauhester Stieg. Ruheplatz beim Kapellchen. Böses Augurium, daß uns noch ein starker Stieg bevorstehe. Wir kamen nun wirklich in den Nebel. Wüste Schlucht und Gießbach, daneben einige Trift und leidlicher Pfad. Rötliches Thongestein. Graues schiefriges Thongestein mit ganz feinen Pflanzenabdrücken.

Wir hatten nun die Höhe des Schwyzer Hakens erstiegen, allein alle Aussicht war durch nahe und ferne Nebel gehindert. Sie zogen auf die seltsamste Weise in der Tiefe und an den Höhen hin; unten über dem Tale von Schwyz schwebte ein weißer wolkenartiger, ein graulicher ließ den gegenüberstehenden Berg halb durchsehen, ein anderer drang zu unserer linken Seite von den Mythen herunter und bedeckte sie völlig.

Wir kehrten in einem einzelnen Hause ein. Als wir nach der Weite des Weges fragten, sagte man uns, daß wir wohl anderthalb Stunden brauchen würden. „Wir aber," fuhr der Mann fort, „knebeln ihn wohl in einer Stunde hinunter." Wir hatten Ursache, uns dieses Ausdrucks zu erinnern, denn der Stieg war abscheulich, über schlüpfrige feuchte Matten. Man kommt über eine Brücke und findet einen bedeckten Ruheplatz. Dann ist der Weg gepflastert, aber nicht unterhalten.

Wir traten nun wieder aus der Nebelregion heraus, sahen den Lauerzer See, die Berge, die ihn einschließen, den schönen Raum, in welchem die Häuser von Schwyz liegen, und das angenehme Tal nach Brunnen hin.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, so daß ihre Massen selten durchblickten und meist nur geahnet werden konnten. Ein seltsamer

Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Diese Hüllen lagen so gehäuft übereinander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

Sonnabend, den 30. September.

Schwyz. Schöner Anblick des völlig grünen, mit hohen zerstreuten Fruchtbäumen und weißen Häusern übersäten Landes; die steilen dunkeln Felsen dahinter, an denen die Wolken sinkend hinstrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verschiedenen Orten blau durch; einige Wolken waren von der Sonne erleuchtet. Man sieht einen Streif des Vierwaldstätter Sees, beschneite Gebirge jenseits; der Eingang ins Mottental aus dem Tal von Schwyz erscheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unaussprechliche Anmut, sobald nur einzelne Sonnenblicke hier- und dahin streifen. Kein Besitztum ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wiesen und Baumstücke. Die Nußbäume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Kantons, bezüglich auf politische Verhältnisse.

Sie rechnen hier nach Münzgulden, die Karolin zu dreizehn Gulden.

Um ein Viertel auf Neun gingen wir bei heiterm Sonnenschein ab, herrlicher Rückblick auf die ernsten Mythen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdunste des Ortes, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst gepflasterter Weg, dann ein schöner gleicher Fußpfad. Hölzerne Brücke über die Motte, flache große Weide mit Nußbäumen, rechts Kartoffel- und Kohlbau. Hübsche Mädchen mit der Mutter, auf den Knien, Kartoffeln ausmachend. Granitblöcke in den Mauern; schöne, fortdauernde, eingeschloßne Fläche; kleiner vorliegender Hügel schließt das Tal nach dem See zu, von beiden Seiten fruchtbarer Abhang nach der Motte zu. Kirche von Brunnen auf Kalk und schiefrigem Thon. Das Tal verbreitet sich rechts. Die Wiesen sind wegen der Tiefe schon saurer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthard beschlagen. Bei einer Sägemühle ist ein schöner Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem schönen Moment; wir schifften uns ein. Nackte Kalkflöze, die nach Mittag und nach Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flöze teilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, so daß der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Teil des Sees nach Stanz zu verschwindet. Freiheits-Grütli. Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuern Felsmassen. Schwer mit Käse beladnes Schiff. Waldbewachsne Abhänge, wenige Matten, wolkenumhüllte Gipfel, Sonnenblicke, gestaltlose Großheit der Natur. Abermals nord- und südwärts fallende Flöze, gegen dem Grütli über. Links steile Felsen, Konfusion der Flöze hüben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen korrespondieren. Kleine Kirche, links Sissigen. Tal hineinwärts, erst gelinde ansteigende, dann steile Matten. Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Rauhsten. Die Seelinie macht das Ganze so ruhig. Schwanken der Bergbilder im See. Gegen Platten ist eine schöne Stelle, erst kahler Fels und Steinrutsche, dann anmutige,

nicht allzusteile Matten mit schönen Bäumen und Büschen umgeben, Felsen bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportiert hatten. Wir stiegen aus in Tells Kapelle. Wenn man die gegenüberstehenden Felsen aus der Kapelle gleichsam als ein geschloßnes Bild sieht, so geben sie gleich einen andern Anblick. Freitag nach Himmelfahrt wird da gepredigt, die Zuhörer sitzen in Schiffen. Man fährt abermals an einer Felsenecke vorbei und blickt nun ins Urner Tal. Nach einem ungeheuern steilen Felsen folgen niedere Matten. Man sieht Flüelen, schönste Alpe herwärts von demselben; hinterwärts sieht man ins flache Tal, von steilen Gebirgen umgeben.

Wir gingen gegen Altorf. Hinter Flüelen schöne Wiesen, rastende Kühe, Plattenweg, Kieselbreccie mit Löchern, ingleichen eine feinere; man findet eine in die andere übergehend. Schwalbenversammlung auf den Weiden.

Altorf. Wir logierten in dem schwarzen Löwen. Artige Türschlösser, die man von außen aufstößt und von innen aufzieht. Kastagnettenrhythmus der Kinder mit Holzschuhen. Der Ort selbst mit seinen Umgebungen erscheint im Gegensatz von Schwyz, er ist schon stadtmäßiger, und alle Gärten sind mit Mauern umgeben. Ein italienisches Wesen scheint durch, auch in der Bauart. So sind auch die untern Fenster vergittert; die starke Passage scheint solche Vorsicht notwendig zu machen. Hübsche Art, das kurze Grummet in Netzen einzufassen. Ton der großen Glocke der läutenden Kühe. Schellen der Maultiere.

Sonntag, den 1. Oktober.

Altorf. Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln. Kühe wurden durchgetrieben. Die Leute tragen kleine hölzerne Gefäße, die Tiere einige Melkstühle; denn die Leute nähren sich unterweges von der Milch.

Der Wirt zum schwarzen Löwen heißt Franz Maria Arnold.

Höflicher Abschied. Schein wechselseitiger Zufriedenheit. Weltgleichnis.

Halb Neune gingen wir ab. Schöne Matten rechts und links. Nebelwesen. Man weiß nicht, ob sie steigen, sinken, sich erzeugen oder verzehren, wegziehen oder sich herabstürzen. Herrliche Felswände, Kalk.

Breite klare Quelle, Sonne, blauer Himmel durchblickend, an den Bergen Wolkengebilde. Kindergeschrei aus der Höhle. Steile Kalkfelsen links bis auf die Wiese herab, wie vorher bis auf die Oberfläche des Sees. Rückwärts und niedrig erschien ein fast horizontales Stück eines sehr breiten Regenbogens. Das Zickzack der Felslager erscheint wieder. An die Reuß. Granitgeschiebe. Artig bemalte saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus.

Rastende Kühe auf der Weide. Sechzehn Stück kosten ungefähr einen Louisdor des Tags.

Zusammengestürzte Massen Gneis. Man geht von der Straße ab und kommt auf einen meist angenehmen bequemen Fußpfad bis zum Steg.

Bisher hatte das Tal meist gleiche Weite; nun schließt ein Felsstock die eine Hälfte ab, er besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerschiefer.

Nachmittag war das Wetter völlig schön. Gleich hinter dem Orte kommt das Wasser aus dem Maderaner Tal; man sieht einen Pilger- und Mineralogenweg den Berg hinaufgehen.

Wir traten unsern Weg nach dem Gotthard an. Schiefricht Talkgestein. Etwas höher schöner Rückblick nach dem Steg. Eigentümlicher Charakter der Gegend; der Einblick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb Viere war die Sonne schon hinter dem Berge. Erster Wasserfall, zweiter schönerer. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit; schöner Wasserfall, etwas Baumtrocknis. Herrlicher Blick auf die Reuß, an einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß. Die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr schlechter Weg, flacheres Bette der Reuß. Brücke. Zweite Brücke. Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich, in der ungeheuern nächtlichen Schlucht, gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neusten Exegese. Wasen.

Alte Wirtin; ihre Familiengeschichte, so wie ihre Geduldslehre.

Montag, den 2. Oktober.

Wasen. Früh 6 Uhr war es klar in der Nähe, Nebel an den Höhen, bald Anzeigen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.

Um 7 Uhr ab, die Nebel zerteilten sich, Schatten der Berggipfel in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolkensoffitten; unter Wasen grüne Matten mit Granitblöcken und geringen Fichtengruppen. Schöner mannigfaltiger Wasserfall, erst kleine Absätze, dann ein großer, dann teilt sich das Wasser in die Breite, sammelt sich wieder in der Mitte und trennt sich wieder, bis es endlich zusammen in die Reuß stürzt. Brücke; Wasserfall über Felsen, die noch ganz scharfkantig sind; schöne Austeilung des Wassers darüber. Man ist eigentlich in der Region der Wasserfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldstätter See auch darum einen sehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Wasser in denselben hineinstürzt.

Alles sieht fast grau umher aus, von zerstreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordnen Häusern; man sieht noch etwas Kartoffelbau und kleine Gärtchen. Granitwände unzerstörlich scheinend. Verwitterter Granit. Brücke. Die Steine derselben, die Felsen, besonders die, welche das Wasser bei hohem Strome bespült, hellgrau; Nebel, gleichsam als Gehänge über das Tal hin, Sonne an den Gipfeln, rechts die Berge durch die leichten Nebel, die sich an ihnen hinziehen, noch erleuchtend. Pflanzen werden immer dürftiger; man kommt noch vor einem ansehnlichen Wasserfall vorbei, an den Höhen sieht man durch den Nebel lange Wasserstreifen sich herunterbewegen. Granitfelsen wie aufgebaute Pyramiden, ganz glatte Wände der losen Felsstücke, Obeliskenform. Vorwärts steiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte.

Nach 8 Uhr waren wir in Göschenen. Starker Stieg. Maultierzug. Man hatte kaum den Weg, der durch einen großen Sturz von Granitblöcken versperrt gewesen war, wieder aufgeräumt durch Sprengen und Wegschaffen derselben. Die holzschleppenden Weiber begegneten uns. Sie erhalten oben im Urserner Tal 6 Gr. für die Last, das Holz kostet sie 3 Gr. bei Göschenen; die andere Hälfte ist ihr Tragelohn. Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke. Inschrift in Granit dabei: Schricker, wahrscheinlich der Vorgesetzte beim Brückenbau. Das Tal Urseren baut den Weg fast

Hospiz am St. Gotthard.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

bis Göschenen. Sonderbare Aussichten in die Tiefe rückwärts; Kühe und Holzträgerinnen stiegen herauf, Nebel zugleich mit. Granitwände; die trocknen Stellen sehen grau, die feuchten violett aus. Zum erstenmal beschien heut' die Sonne unsern Weg und die durch ungeheure Granitblöcke schäumende Reuß. Aufgeräumte, vor kurzem verschüttete Straße. Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg. Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kühe an uns vorbei. Die Fichten verschwinden ganz. Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers. Stieg, Sonne, Nebel, starker Stieg, Wandsteile der ungeheuern Felsen, Enge der Schlucht. Drei große Raben kamen geflogen. Die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell. Urner Loch, Urserner Tal, ganz heiter, die flache grüne Wiese. Die Urserner Kirche, Hospital mit seinem alten Turme, völlig wie vor alters. Der Schnee ging nicht ganz bis an die Wiese herab. Weidendes Vieh; die Berge hinter Realp waren völlig beschneit, unten vom grünen vorstehenden Abhang, oben vom blauen Himmel begrenzt. Schon war alle Mühe vergessen, der Appetit stellte sich ein. Glimmerschiefer zeigte sich an allen Seiten, Jade in einer Mauer. Schlitten mit Käsen durch den Schmutz fahrend. Bächlein zur Wässerung, übermäßige Düngung der Matten. Granit mit viel Feldspat, aber noch immer sich zum Blättrigen neigend. Brücke über die Reuß. Hospital, zum goldnen Löwen oder der Post eingekehrt.

Dienstag, den 3. Oktober.

Um halb Neune von Hospital aufwärts. Glimmerschiefer mit vielem und schönem Quarz. Den ersten Schnee neben uns. Schöner, breiter, gleichförmiger Wasserfall, Glimmerschieferplatten stürzen gegen den Berg ein, über die denn das Wasser hinüberströmen muß. Schöne Sonne. Kahles leeres Tal, abhängige abgewitterte Seiten. Ultramarin zu 30 Scudi. Ungeheuere, ganz glatte Wände des blättrigen Granites. Große Massen, Platten und Blöcke desselben Gesteines. Wasserfall. Ganz heiterer Himmel. Wir nahten uns nun nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmersand, Schnee. Alles quillt um einen herum. Seen.

Ich fand den Pater Lorenz noch so munter und gutes Mutes als vor zwanzig Jahren. Seine verständigen und mäßigen Urteile über die gegenwärtigen Verhältnisse in Mailand. Stammbuch eingeführt seit einigen Jahren. Jost Has, ein junger Mensch von Luzern, künftig zum Postboten bestimmt, acht Monate beim Pater wohnhaft. Mineralienhandel der Köchin, große Menge Adularien. Erzählung, wo sie solche hernimmt. Mineralogische Moden: erst fragte man nach Quarzkristallen, dann nach Feldspäten, darauf nach Adularien und jetzt nach roten Schörlen (Titanit).

Nach Tische gingen wir wieder herunter und waren so leicht und bald in Hospital, daß wir uns verwunderten und der Bergluft diese Wirkung zuschrieben.

Nach der Observation eines gewissen Johnston, die in des Kapuziners Buch eingeschrieben ist, soll das Kloster 46° 33′ 45″ nördlicher Breite liegen.

Im Heruntergehen bemerkten wir eigens zackige Gipfel hinter Realp, die daher entstehen, wenn die obersten Enden einiger Granitwände verwittern, die andern aber stehen bleiben. Das Wetter war ganz klar. Aus der Reußschlucht, von der Teufelsbrücke herauf, quollen starke Nebel, die sich aber gleich an den Berg anlegten.

Um halb Neun von Hospital ab. Völlig klarer Himmel ohne eine Spur von Wolken; es war frisch, ein wenig Reif war gefallen. Über Urseren, wo die Sonne hinschien, zog ein horizontaler leichter Duft. In Urseren besuchten wir die Kabinette des Landammann Nagers und Dr. Halters. Auch ist ein Spezereihändler, Karl Andreas Christen, daselbst, der mit Mineralien handelt; wollte man an sie schreiben, so müßte man nicht versäumen, Urseren an der Matt auf die Adresse zu setzen. Wir kehrten in den Drei Königen ein, aßen zu Mittag, der Wirt heißt Meyer.

Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, stiegen feuchte Nebel uns entgegen, vermischten sich mit dem Wasserstaub, so daß man nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen. Gleichheit der Steinart. Das Ungeheuere läßt keine Mannigfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt. Maultierzug. Ton des Kühhornes. Mist für ein Rittergut auf dem Wege zerstreut und verderbt. Bei Göschenen ein schöner Sonnenblick das Seitental herein; Nebel und Wolken vermehrten sich an den Gipfeln, unter Wasen hingen sie schon soffittenmäßig. Wir kehrten wieder am Zoll ein. Fünf Franzosen des Nachts.

Donnerstag, den 5. Oktober.

Früh um 7 Uhr von Wasen ab. Oben war der Nebel schon verteilt, wir kamen wieder in denselben hinab. Sonderbarer Anblick der Gebirge in Nebel als ganz flacher Massen. Resoluter Wasserfall. Allgemeine Klage, daß die Bauern so geldgierig wären. Ähnlichkeit der Weiber. Reise als Halbroman zu schreiben. Scherz über so viele halbe Genres. Wir kamen wieder in die Region der Nußbäume und nahmen am Steg im Gasthof zum Stern wieder etwas zu uns und gingen nachher den Fußweg gegen Altorf. Wasser- und Brotgelübde der geizigen Wirtin. Grüne Farbe des Wassers mit dem Grünen des durchscheinenden Talkes verglichen. Orangenfarbe des abgehauenen Erlenstocks. Schwaches Brett am Stieg, das gebrochen war, inzwischen wir abwesend gewesen.

Anmutige Gegend an der Reuß. Naiver Ausspruch: es ist gut, aber es gefällt mir nicht. Gneis. Zickzack wie des Kalkes, nur im großen. Es ist ein Fehler bei Fußreisen, daß man nicht oft genug rückwärts sieht, wodurch man die schönsten Aussichten verliert.

Wir kamen wieder zur Kirche an der Jagdmatt; Jäger und Hunde knien vor dem Hirsch, der eine Veronika zwischen dem Geweihe hat. Die Kirche war offen und geputzt, niemand weit und breit, der darauf Acht gehabt hätte. Begriff von geistlicher und weltlicher Polizei. Der Glimmerschiefer geht noch weit ins Tal hinunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirgs zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt. Beschneite höhere Gebirge in der Nähe. Frage, ob das Schneeniveau dieser Berge mit dem Urserner dasselbe sei. Über Verkürzung des Wegs und Verbreiterung der Plätze in Gedanken. Geschichte des Jägers, der einen Mann statt der Gemse erschoß. Zur Strafe war ihm verboten, zehn Jahre kein Gewehr zu führen. Gemsen kommen noch öfters vor, es ward eben eine ausgehauen. Murmeltiere, noch im Felle, die an der Luft trockneten, hatten wir in Hospital gesehen. Kleine Vögel werden unzählig in Schlingen gefangen. In Altorf verzehrten wir ein gutes und wohlbereitetes Berghuhn.

Wolken auf den Bergen in Klippenform. Unter verschiedenen theoretischen Gesprächen gingen wir von Altorf zeitig ab und kamen zum See. Um 9 Uhr ab. Leichtes Gebäude der Schiffe, es hält eins nur drei Jahr. Die größten Stürme erregt der Föhnwind, der im Frühjahr, besonders aber im Herbst über die Berge von Mittag kommt; es entstehen große Wellen und Wirbel. Die Bagage der Reisenden wird auf den Vorderteil der Schiffe gelegt, so wie man sich überhaupt mehr vorwärts setzt. Kleiner Fußtritt des Steuermanns. Es ward von Gemsen und Lauinen gesprochen. Wir kamen der Axe Flüe näher; ungeheuere Felswand und Halbbucht, dann folgt eine zweite, etwas tiefere, dann die Platten. Das Steuerruder ist, wie die andern, nur mit einem leichten Ringe von Schlingholz befestigt. Die Beleuchtung war schön, die Kapelle lag im Schatten, die Kronalp im Lichten; sie wird wegen der Krone von Flözen auf ihrer Höhe so genannt. Matten, Wald, Abhang und Steile. Alles Menschenwerk, wie auch alle Vegetation, erscheint klein gegen die ungeheuren Felsmassen und Höhen.

Wir fuhren nun quer über den See nach der linken Landspitze zu. Die Schwyzer Mythenberge erscheinen wieder. Ein Reiger flog auf. Wir kamen am Rütli vorbei. Kurz vor der Ecke sind Flöze wie Mauerwerk und Türme. Den See hinauf war's trübe, und die Sonne stach. Gegen Brunnen über die Ecke anmutig überhangende Bäume. Man sah die Mythen in völliger Breite, Brunnen, einen Teil der Landbucht von Schwyz, die schönen, nicht allzusteilen Matten der Schwyzer rechts am See. Wir hielten uns an der linken Seite. Ein Wirtshaus steht in Fels und Waldgebüsch am See. Wir nahmen Piemonteser Soldaten und Luzerner Frauen ein. Man sah Beckenried von weiten, Pilatusberg in Wolken. Es entstand ein Gegenwind, wir kamen an der Grenze von Uri und Unterwalden vorbei, die sehr leicht gezeichnet ist.

Hier ist der Anblick vorwärts mannigfaltig, groß und interessant: das linke Ufer ist waldig und schön bewachsen, man sieht Beckenried an einem fruchtbaren Abhange eines Berges liegen, dessen steiler Gipfel nach und nach sanft bis in die Mitte des Bildes abläuft; hinter diesen schönbewachsnen Strichen ahnet man die Fläche von Stanz. Der wolkenbedeckte Pilatus blickt hervor; alsdann sieht man den Bergrücken, der, teils fruchtbar, teils mit Holz bewachsen, Unterwalden nordwärts gegen den Luzerner See begrenzt. Rechts liegt Gersau, und bald sieht man die Enge, durch die der See seine Wendung nordwestwärts nimmt.

Eine beliebte Apfelsorte wird in dieser Gegend Breitacher genannt; die Italiener nennen sie melaruzzi.

Näher Beckenried sahen wir die Seiten des Rigi in den Wolken, der Gipfel war klar. In der Entfernung vom See sahen wir Weggis, einen Ort, der durch einen langsam vorschiebenden Kiesboden, nicht etwa durch einen Felsensturz, vor kurzer Zeit von der Stelle geschoben wurde. Das Schieben des Erdreichs, wobei alles zu Grunde ging, was sich auf der Oberfläche befand, dauerte 14 Tage, so daß die Leute ihre Häuser abtragen und das Holz wegschaffen konnten. Ein Haus wurde dergestalt herumgedreht, daß es jetzt nach einer andern Seite hinsieht. Man fängt wieder an, zu bauen. Man sieht nun Beckenried näher. Die Gegend bleibt ungefähr, wie sie oben beschrieben worden, nur daß die Proportionen und Distanzen sich verändern.

Wir langten nun um halb Ein Uhr an und gingen den Fußpfad nach Stanz. Es ist der angenehmste Weg, den man sich denken kann. Er geht unmittelbar am See hin und steigt sanft in die Höhe durch grüne Matten, hohe Nuß- und andere Fruchtbäume und reinliche Häuser, die an dem sanften Abhang liegen, dessen oben gedacht ist. Wir kamen über eine breite Steinrütsche, die durch einen Gießbach heruntergeschoben worden; es hat diese Naturwirkung schon so viel gutes Terrain weggenommen und wird noch mehr wegnehmen. Die Landleute haben ein fremdes Ansehen, sie sind wohlgebildet, aber blaß; der feuchte Boden setzt sie Skrofel und Hautkrankheiten aus. Der See macht nun hier einen Busen gegen ein niedriges Land zu, dieses ist nordwärts durch die Mittagsseite eines sanft abhängenden Berges begrenzt, welcher sehr gut bebaut ist. Die Bäume hingen voll Obst, die Nüsse wurden abgeschlagen. Die Bucht endigt sich mit flachen sumpfigen Wiesen. Wir kamen durch Buochs, wobei ein Landungsplatz für diese Seite ist. Landleute mit Hanf beschäftigt. Schön gepflasterter Weg über eine Höhe, zwischen Matten, auf welchen Kühe schwelgten. Dergleichen Matten werden im Frühjahr abgeätzt, und wenn das Heu gemacht ist, wachsen sie abermals stark genug, daß die Kühe bis auf den Winter hinreichende Nahrung finden. Man kommt durch ein schmales Tal zwischen eingezäunten Matten und endlich auf die schöne, völlig ebene Fläche, worauf Stanz, nicht zu nahe von hohen Bergen umgeben, liegt. Wir traten im Gasthof zur Krone ein, welcher der Kirche gegenüber auf einem hübschen Platze liegt. In der Mitte steht ein Brunnen, auf den der alte Winkelried mit den Speeren im Arm gestellt ist. Nikolaus von der Flüe hing in der Stube. Auf gemalten Fensterscheiben waren über verschiedenen Wappen die Hauptmomente der Schweizer Chronik aufgezeichnet. Wir lasen in einem Buche: Kleiner Versuch einer besondern Geschichte des Freistaats Unterwalden. Luzern 1789. In der Dedikation der sonderbare Titel: Helvetisch großmächtige.

Heilige, Helden, Staatsleute und Frauen aus der Geschichte des Landes.

Sonnabend, den 7. Oktober.

Stanz. Früh Nebel; doch der Schein der Morgensonne hie und da auf den Berggipfeln. Gegen 8 Uhr ab. Flache Matten zwischen Bergen; man glaubt zu sehen, wie der ehemals höhere See hier hereingewirkt und das Erdreich zubereitet. Gegen Stanzstad wird es sumpfiger. Am Landungsplatze selbst ist rings herum die Ansicht gar angenehm, wegen den mannigfaltigen Bergen, Buchten und Armen des Sees, die man sieht oder ahnet. Schöne Sand- oder graue Wackenplatten lagen am See, hierher aus dem Luzernischen transportiert. Die Mädchen haben auf den kleinen Strohhüten vier Schleifen, wechselsweise rot und grün. Wir fuhren ab, es war etwas neblig.

In der Mitte des Kreuzes, das der See bildet, ist der Anblick höchst interessant, der Charakter der Ufer variiert nach allen Seiten. Luzern liegt in seiner Bucht, umgeben von sanften fruchtbaren Höhen, welche sich rechts an dem Ufer des Arms, der nach Küßnacht hineinreicht, erstrecken. Blickt man nordwärts nach Küßnacht, so liegt rechts ein artiges Vorgebirge, von mannigfaltiger Gestalt, das gut bewachsen und bebaut ist. Ostwärts ist das Wasser zwischen steilen und dunkelbewachsnen Wänden eingefaßt, und die Spitze von Gersau scheint nur einen geringen Durchgang in den obern Teil des Sees zu lassen. Südwärts sieht man nun den berühmten Wartturm von Stanz-

stad, den kleinen Ort auf seiner Fläche, umgeben von den mannigfaltigsten Gebirgen und Vorgebirgen, hinter denen südwestwärts der Pilatus hervorsieht.

Wir sahen uns überall nach dem Raynalischen Monument um, aber vergebens; man wies uns den Felsen, wo es gestanden hatte. Durch die Zuleitung des goldnen Knopfs auf der Spitze ward es vom Gewitter getroffen, beschädigt und abgetragen.

Wir fuhren an dem artigen Vorgebirge vorbei; es besteht aus sehr neuen Kalk- und Thonflözen. In Stanz, so wie in Uri, ziehen sie Birn an den Häusern; wir hatten einige vom erstern Ort mitgenommen, die von einem unglaublichen Trieb des Saftes aufgeschwollen waren, so daß die Epiderm in Höckern aufgetrieben ist, ja sogar der Stiel saftige Exantheme an sich hatte.

Küßnacht. Gasthof zum Engel. Nach Tische gingen wir ab und fanden einen sanft in die Höhe steigenden, angenehmen Weg. Gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, man hatte sie von einer Matte, die man reinigte, herüber an die Straße geschafft; wahrscheinlich liegen sie dort als ungeheure Geschiebe. Die Steinart ist die des Gotthards, nur weniger blättrig. Man erreicht die Höhe der kleinen Erdzunge, welche den Vierwaldstätter und den Zuger See trennt. Kapelle zum Andenken von Geßlers Tod. Man sieht nun rückwärts von oben herunter eine anmutig gebaute, aufsteigende Bucht vom Luzerner See herauf. Wir fanden einige Kastanienbäume, sehr schön bestandne Matten und Baumstücke, deren hohes Gras und Kraut von den Kühen mehr zertreten als gefressen ward. Wir erblickten den Zuger See, eigner Charakter desselben, sanft abhängende Berge. Arth liegt rechts im Winkel. Besondere Bauart der kleinen Schiffe; sie sind nur aus zwei Stücken zusammengesetzt und gleichen also völlig einem großen ausgehöhlten Baumstamm; die Bänke stehen durchaus quer und passen sauber in die Fugen; an den Seiten sind noch Bretter aufgesetzt, an denen die Ruder angebracht sind. Man fährt sehr schnell damit. Die Ruder sind klein und der Takt viel geschwinder. Links wird ein Sandstein gebrochen. Man fährt nun um die Ecke; der See nimmt nordwärts einen sehr heitern Charakter an, indem er, nur von Hügeln umgeben, die Berge des untern Landes in der Ferne zeigt. Im Grunde beim Ausfluß sieht man Cham, über den ein ferner flacher Berg hervorragt. Rechts besteht das Ufer aus Thonflözen, über denen sich ein mit artigen Gruppen bewachsner Berg hervorhebt. Dann erscheint eine angenehme Fläche am See, mit fruchtbaren Höhen begrenzt, ein weitläufiges Dorf Oberwyl darin erbaut. Man sieht wieder etwas Weinbau. Man kommt nach Zug. Eingekehrt im Ochsen. Der Ort ist reinlich und alt, aber gut gebauet, liegt an einer Anhöhe, ist der Stapelort von den Gütern, die nach Zürch gehen und daher kommen. Er liefert den kleinen Kantonen Töpferware, weil diesen aller Thon zu dem Endzweck mangelt. Es sind auch verschiedene Feuerhandwerke daselbst in guter Nahrung.

Schöne gemalte Scheiben im Wirtshaus.

Sonntag, den 8. Oktober.

Um 8 Uhr aus Zug. Angenehmes fruchtbares Tal; hinaufwärts etwas Fruchtbau, hie und da in den Tiefen und Flächen Moorland. Halbbedeckter Tag.

Baar. Fläche umher, Mannigfaltigkeit. Gute Wiesen, Baumstücke; nasse Wiesen, Weiden, Erlen. Auf den besten Wiesen wächst viel Leontodon. Der Ort ist artig ge-

baut, eine geräumige Gasse und dann zerstreute Häuser zwischen Wiesen und Gärten. Man findet dahinter eine große Gemeinweide mit Obstbäumen. Man kommt an einen Bach und steigt aufwärts. Ilex aquifolium, das wir auf den Mittelbergen gefunden. Artiges Buschholz, Knüppelstieg dadurch. Auf der Höhe Fruchtbau, etwas magrer, doch gemischter Boden. Man sieht rückwärts einen Teil des Zuger Sees. Weiterhin wird der Boden sumpfig, man findet keine Häuser mehr. Der Fahrweg ist abscheulich. Saures Gras und niedres Röhricht wird zum Streuen gehauen.

Man kommt über die Sihlbrücke. Der Aufstieg gegenüber im Zürcher Gebiet ist steil, aber der Weg gut. Endlich gelangt man wieder zur Aussicht des Zürcher Sees, den man rechts hat, links das nördliche Ende des Zuger Sees. Man steigt hinab, große Mannigfaltigkeit nach dem See zu, schöner Torf. Clauzen, ein kleiner Ort. Der letzte Teil des Weges ist ein abscheulich unterhaltenes Pflaster. Horgen. Dies der Stapelort der Waren, die von Zürch und Zug kommen. Wir aßen im Löwen, schöne Aussicht des Gasthauses. Wir fuhren bei einem warmen Abend in zwei Stunden nach Stäfa.

Stäfa.

Lage desselben am See, fast eine Stunde lang. Häuser durch die Besitzungen getrennt. Kultur im höchsten Grade. Einige Landbuchten vom See herein mit fruchtbarem Erdreich gegen die Hügel, die Hügel selbst fruchtbar. Beschreibung der Aussicht vom Balkon meines Zimmers. Links die Straße durchs Ort, an der andern Seite derselben mit Mauer erhöhter Weingarten und Brunnen, weiter in eine artige Hecke eingezäunte Besitztümer, Feld mit gelben Rüben, ein größeres mit weißen Rüben; keimende neue Saat, bestellte Flecke, umgegrabene Flecke, schwarzer Boden, Rübenfeld. Häuser zwischen Baumstücken am Fuße der Hügel, Wiesenflecken, Weinberge den Hügel hinauf, oberwärts neue Anlagen geteilter Gemeingüter und besser benutzter Privatgüter. Ostwärts Kirchenhügel, mit Wein, Feldbau, Fruchtbäumen, Häusern und der Kirche. Im Hintergrund kahle Berge um den Wallenstädter See. Rechte Seite der Straße. Hausgarten, Weingarten des Nachbars, Haus des Nachbars, das die Aussicht unterbricht, weiter rechts südwärts hinter dem Hausgarten und Weingarten des Nachbars gegen Mittag und Südwest ununterbrochene Wiesen, dicht mit Fruchtbäumen besetzt, bis an den See hinunter. Die Fläche des Sees und das jenseitige Ufer, heitere Ortschaften daran hingezogen und bis an die steilern Höhen die Abhänge so viel als möglich genutzt. Wenn man mit dem Perspektiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz, jetzt schon stark beschneit, da die ganze untere Landschaft noch vollkommen grün ist, und kaum einige Bäume durch rot und braune Tinten das Alter des Jahrs verkündigen. Was man sonst von Ökonomen wünschen hört, das sieht man hier vor Augen, den höchsten Grad von Kultur, mit einer gewissen mäßigen Wohlhabenheit. Man kann wohl sagen: es ist keine Hütte hier am Ort, alles Häuser und meist große Gebäude, die aber anzeigen, daß ein Landwirt darinnen wohnt.

Montag, den 9. Oktober.

Früh am Tagebuch diktiert. Die Schweizer Chronik wegen der Telliſchen Geſchichte. Mit Meyer über die Behandlung derſelben; über Behandlung überhaupt bei Gelegenheit der Schillerſchen Briefe. ———

Dienstag, den 10. Oktober.

Abſchrift des Tagebuchs. Verzeichnis der Mineralien und Einpacken derſelben. Tſchudis Chronik. Zeichnung Tells mit dem Knaben. Niobe, Vorleſung.

———

Mittwoch, den 11. Oktober.

Abſchrift des Tagebuchs fortgeſetzt. Frieſe des Julius Roman. Andrea del Sarto, Vorleſung. Einpacken der Steine. ———

Donnerstag, den 12. Oktober.

Abſchrift des Tagesbuchs fortgeſetzt. Ferneres Einpacken und Vorleſung der florentiniſchen Kunſtgeſchichte. ———

Freitag, den 13. Oktober.

Diktiert den Entwurf zu einer Abhandlung über die Gegenſtände der bildenden Kunſt. Vorleſung wie geſtern. ———

Sonnabend, den 14. Oktober.

Brief an Schiller. Vorleſung wie geſtern.

———

An Schiller.

Den 14. Oktober.

An einem ſehr regnichten Morgen bleibe ich, werter Freund, in meinem Bette liegen, um mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Nachricht von unſerm Zuſtande zu geben, damit Sie, wie bisher, uns mit Ihrem Geiſte begleiten und uns von Zeit zu Zeit mit Ihren Briefen erfreuen mögen.

Kaum hatte ich mich in Zürch mit dem guten Meyer zuſammengefunden, kaum waren wir zuſammen hier angelangt, kaum hatte ich mich an ſeinen mitgebrachten Arbeiten, an der angenehmen Gegend und ihrer Kultur erfreut, als die nahen Gebirge mir eine gewiſſe Unruhe gaben und das ſchöne Wetter den Wunſch unterhielt, mich ihnen zu nähern, ja ſie zu beſteigen. Der Inſtinkt, der mich dazu trieb, war ſehr zuſammengeſetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effekts, den dieſe Gegenſtände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht: der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Teile waren verloſchen, und ich fühlte ein wunderſames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rektifizieren. Ich war ein anderer Menſch geworden, und alſo mußten mir die Gegenſtände auch anders erſcheinen. Meyers Wohlbefinden und die Überzeugung, daß kleine gemeinſchaftliche Abenteuer, ſo wie ſie neue Bekanntſchaften ſchneller knüpfen, auch den alten günſtig ſind, wenn ſie nach einigem Zwiſchenraum wieder erneut werden ſollen, entſchieden uns völlig, und wir reiſten mit dem beſten Wetter ab, das uns auch auf das vorteilhafteſte 11 Tage begleitete. Ein vollſtändiges, obgleich aphoriſtiſches Tagebuch teile ich in der Folge mit, indeſſen wird Ihre liebe Frau, die einen Teil der Gegenden kennt, vielleicht eins und das andere aus der Erinnerung hinzufügen.

Bei unserer Zurückkunft fand ich Ihre beiden lieben Briefe, mit den Beilagen, die sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, welche wir auf dem Wege sehr eifrig geführt hatten, indem die Materie von den vorzustellenden Gegenständen, von der Behandlung derselben durch die verschiedenen Künste oft von uns, in ruhigen Stunden, vorgenommen worden. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald, daß wir völlig Ihrer Meinung sind; am meisten aber wird mich's freuen, wenn Sie Meyers Beschreibungen und Beurteilungen so vieler Kunstwerke hören und lesen. Man erfährt wieder bei dieser Gelegenheit, daß eine vollständige Erfahrung die Theorie in sich enthalten muß. Um desto sichrer sind wir, daß wir uns in einer Mitte begegnen, da wir von so vielen Seiten auf die Sache losgehen.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zustande sprechen soll, so kann ich sagen, daß ich bisher mit meiner Reise alle Ursache habe zufrieden zu sein. Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein; der Stoff inkommodiert mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder andere darzustellen. Von den unfruchtbaren Gipfeln des Gotthards bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durchs unmittelbare Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen und sich dann durch eine alte Chronik die vergangnen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, gibt, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung; und die Übersicht sowohl des Ganzen als die Einsicht ins Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe sind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit diesem sonderbaren Lande sehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber sagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß, zwischen allen diesen prosaischen Stoffen, sich auch ein poetischer hervorgetan hat, der mir viel Zutrauen einflößt? Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann.

Nun aber entsteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft ist: wo wir uns hinwenden sollen, um sowohl Meyers Kollektaneen als meinen eignen alten und neuen Vorrat aufs bequemste und baldigste zu verarbeiten. Leider sind hier am

Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet, sonst leugne ich nicht, daß ich recht geneigt gewesen wäre, hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einsamkeit nicht wenig gefördert haben würde. Dazu kommt, daß es der geschickteste Platz gewesen wäre, um abzuwarten, ob Italien oder Frankreich aufs künftige Frühjahr den Reisenden wieder anlockt oder einläßt. In Zürch selbst kann ich mir keine Existenz denken, und wir werden uns wohl nunmehr sachte wieder nach Frankfurt begeben.

Überhaupt aber bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein wenig Gewohnheit mangelt. Es würde nämlich nicht schwer werden, sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte. Denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück; der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die lange Weile ist demjenigen günstig, der manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel: es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger, als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genötigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar: sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Ich bin auch jetzt überzeugt, daß man recht gut nach Italien gehen könnte, denn alles setzt sich in der Welt nach einem Erdbeben, Brand und Überschwemmung so geschwind als möglich in seine alte Lage, und ich würde persönlich die Reise ohne Bedenken unternehmen, wenn mich nicht andere Betrachtungen abhielten. Vielleicht sehen wir uns also sehr bald wieder, und die Hoffnung, mit Ihnen das Erbeutete zu teilen und zu einer immer größern theoretischen und praktischen Vereinigung zu gelangen, ist eine der schönsten, die mich nach Hause lockt. Wir wollen sehen, was wir noch alles unterwegs mitnehmen können. So hat Basel wegen der Nähe von Frankreich einen besondern Reiz für mich; auch sind schöne Kunstwerke, sowohl ältere als ausgewanderte, daselbst befindlich.

Sonntag, den 15. Oktober.

Über die Motive und die übrigen Teile der bildenden Kunst. Vorlesung wie gestern. Abends Friese des Julius Roman detailliert. (Wir kamen diese Tage wegen des Regenwetters nicht aus dem Hause.)

Montag, den 16. Oktober.

Sehr schönes Wetter. Früh einiges diktiert, bei Zeiten gegessen. Nach Tische nach Herrliberg zu Herrn Escher.

Dienstag, den 17. Oktober.

Früh Briefe diktiert. Kam die Aldobrandinische Hochzeit an*.

---

* Ein antikes, wahrscheinlich aus der Zeit des Augustus stammendes Wandgemälde. Meyers treffliche Kopie hängt noch heute im Weimarer Goethe-Museum im Juno-Zimmer.

An Voigt.

Den 17. Oktober.

Wir sind von unserer Reise, auf der wir die vier kleinen Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen haben, glücklich zurückgekommen. Das Wetter hat uns sehr begünstigt, und ein ziemlich umständliches Tagebuch wird künftig zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit geben. Jetzt ist man hier am See in der Weinlese begriffen, die um desto mehr die Menschen erfreut, als der Wein im hohen Preis ist und stark ausgeführt wird.

Seit einigen Tagen sind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend, und die Franzosen scheinen selbst an die Schweizer Händel zu suchen; sollte der Krieg wieder angehen, so ist ein ungeheures Unheil zu befürchten.

Indessen wünschte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balkon meines Zimmers in die äußerst kultivierten Besitzungen dieses Orts, den daran stoßenden See und die jenseitigen Ufer.

In acht Tagen wird sich's entscheiden, was wir wegen unserer Rückreise zu beschließen haben, da die ganze Welt ringsum sich wieder zu verwirren drohet. Am Ende bleibt uns wohl nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. Wer hätte denken sollen, daß man in der Schweiz nochmals in Gefahr käme, von Deutschland abgeschnitten zu werden!

Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben, können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr, als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehreren Zentnern von Adularien mitten inne sitzt! Unter mehrern bekannten Dingen bringe ich auch einige seltne und vorzüglich schöne Sachen mit. Ich wünschte, schon läge alles ausgepackt vor Ihnen und ich genösse Ihre Unterhaltung wieder. Doch die Zeit wird auch kommen, und wir wollen ihr ruhig entgegengehn. Leben Sie indes mit den werten Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, recht wohl. Professor Meyer empfiehlt sich zum besten.

An den Herzog von Weimar.

Den 17. Oktober.

Kaum sind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Kantone hinter ihren Felsen versenkt liegen, zurückgekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien her das Kriegsgeschrei nach- und entgegenschallt. Bis dieser Brief Sie erreicht, wird manches entschieden sein; ich spreche nur ein Wort vom gegenwärtig Nächsten.

Die Franzosen haben an Bern einen Botschafter geschickt mit dem Begehren, man solle den englischen Gesandten sogleich aus dem Lande weisen. Sie geben zur Ursache an: „Man sehe nicht ein, was er gegenwärtig in der Schweiz zu tun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen.“ Die Berner haben geantwortet: „Es hange nicht von ihnen ab, indem der Gesandte an die sämtlichen Kantone akkreditiert sei.“ Der französische Abgeordnete ist deshalb nach Zürch gekommen. Das Weitere steht zu erwarten. Mir will es scheinen, als suchten die Franzosen Händel mit den Schweizern. Die Überbliebnen im Direktorio sind ihre Freunde nicht; in Barthélemy ist ihr Schutzpatron verbannt. Ein verständiger Mann, der von

Paris kommt und die letzten Szenen mit erlebt hat, behauptet, daß es nicht sowohl der royalistischen als der friedliebenden Partei gegolten habe.

Unsre eilftägige Reise, auf der wir die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen, ist sehr vom Wetter begünstigt worden. Der Pater Lorenz ist noch so munter, als wir ihn vor so viel Jahren kannten. Tausendmal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten. Ich habe viel Freude gehabt, diese Gegenstände wieder zu sehen und mich in mehr als einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntnis der Mineralogie war ein sehr angenehmes Hilfsmittel der Unterhaltung. Die Kultur dieser Gegenden, die Benutzung der Produkte ist ein sehr einfacher, aber faßlicher und angenehmer Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer Marktes, und die Straße des Gotthards war mit Zügen sehr schönen Viehes belebt. Es mögen diesmal wohl an 4000 Stück, deren jedes hier im Lande 10 bis 15 Louisdor gilt, hinübergetrieben worden sein. Die Kosten des Transports aufs Stück mögen ungefähr 5 Laubtaler sein; geht es gut, so gewinnt man aufs Stück 2 Louisdor gegen den Einkaufspreis und also, die Kosten abgezogen, 3 Laubtaler. Man denke, welche ungeheure Summe also in diesen Tagen ins Land kommt. Eben so hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben, und die Käse sind sehr gesucht, so daß ein undenkliches Geld einfließt und alles äußerst teuer wird.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balkon, bei. Die Kultur ist um den Zürcher See wirklich auf dem höchsten Punkt, und der Augenblick der Weinlese macht alles sehr lebhaft.

Meyer empfiehlt sich zu Gnaden, er ist fleißig mit dem Pinsel und der Feder gewesen. Der letzte Kasten von Rom, der die Aldobrandinische Hochzeit enthielt, ist eben angekommen; wir waren seit einiger Zeit wegen desselben in Sorgen. In einigen Tagen gedenken wir nach Zürch zu gehen und erwarten, was uns die Kriegs- oder Friedensgöttin für einen Weg nach Hause zeigen wird, wo wir Sie gesund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und erhalten mir Ihre geneigten Gesinnungen.

An Cotta.

Den 17. Oktober.

Wir sind von unserer Fuß- und Wasserreise glücklich wieder in Stäfa angelangt und werden in wenigen Tagen nach Zürch gehen. Dürfte ich Sie bitten, alles, was von nun an bei Ihnen anlangt, bei sich liegen zu lassen, bis ich es entweder selbst abhole oder einen Ort, wohin es gesendet werden könnte, bezeichnen kann. Das Kriegsfeuer, das sich überall wieder zu entzünden scheint, setzt einen Reisenden in eine sehr zweifelhafte Lage. Ich habe indessen von der kurzen Zeit den möglichsten Gebrauch gemacht. Von den Winterszenen des Gotthards, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können, durch die auf mancherlei Weise fruchtbaren, genutzten, und in ihren Einwohnern emsigen Gegenden von Unterwalden, Zug und Zürch, wo uns nun besonders die Weinlese umgibt, haben wir uns in ein Museum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und sonstige Acquisitionen gebildet wird, und sind also von dem Formlosesten zu dem

Geformteſten übergegangen. Beſonders wichtig iſt die Kopie des antiken Gemäldes der ſogenannten Aldobrandiniſchen Hochzeit, die im eigentlichſten Sinne mit Kritik gemacht iſt, um darzuſtellen, was das Bild zu ſeiner Zeit geweſen ſein kann, und was jetzt, nach ſo mancherlei Schickſalen, noch übrig iſt. Er hat dazu noch einen ſo ausführlichen Kommentar geſchrieben, der alles enthält, was noch über die Vergleichung des alten und leider ſo oft reſtaurierten Bildes, ſeiner gegenwärtigen Kopie und einer ältern Kopie von Pouſſin, nach der die Kupferſtiche gemacht ſind, zu ſagen iſt. Das Bild ſelbſt, von einem geſchickten Meiſter zu Titus Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtſinn auf die Wand gemalt, nunmehr, ſo viel es möglich war nachgebildet und wieder hergeſtellt vor ſich zu ſehen, ſich daran zu erfreuen und ſich über ſeine Tugenden und Mängel beſprechen zu können, iſt eine ſehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild iſt 8 Fuß lang, $3^1/_2$ Fuß hoch, und die Figuren ſind nicht gar 2 Fuß Leipziger Maß; die Kopie iſt in allem, ſowohl in der Größe als den Farben, den Tugenden und den Fehlern, dem Original möglichſt gleich gehalten. Ich hoffe, daß Sie dereinſt, wenn es bei mir aufgeſtellt ſein wird, das Vergnügen, es zu beſchauen, mit uns teilen werden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Mittwoch, den 18. Oktober.

Eingepackt. Kam zu Mittag der junge Eſcher. Wir gingen ſpazieren und beſchauten uns noch die Kultur des Ortes. Abends den Anfang von Tſchudis Chronik geleſen.

Donnerstag, den 19. Oktober.

Mit Einpacken beſchäftigt. Verſchiedene Spaziergänge.

Freitag, den 20. Oktober.

Abſicht zu verreiſen durch Gegenwind gehindert.

Sonnabend, den 21. Oktober.

Früh 10 Uhr von Stäfa ab. Mittags zu Herrliberg bei Herrn Hauptmann Eſcher.

Sonntag, den 22. Oktober.

Früh Herrn Eſchers Kabinett, das ſehr ſchöne Suiten des Schweizergebirges enthält.

Zürich.

Montag, den 23. Oktober.

Bei Profeſſor Fäſi und Hauptmann Bürkli; dann zu Chorherr Rahn, deſſen Kabinett koſtbare Stücke der Schweizer Mineralien enthält. Nach Tiſche zu Chorherr Hottinger und Dr. Lavater. Abends bei Frau Schultheß.

Dienstag, den 24. Oktober.

Früh Briefe. Dann das Bild von Füßli im Rathauſe; darauf in die Kunſthandlung. Nach Tiſche zu Mako, ſodann zu Herrn Antiſtes Heß.

An Voigt.

Den 25. Oktober.

Ihre werten Briefe vom 22. September bis den 6. Oktober haben mich in Zürch aufs freundlichste empfangen, als wir von den obern Gegenden des Zürcher Sees in die Stadt kamen. Die Heiterkeit, womit Sie mich von den mancherlei Zuständen und Vorfällen, die Ihnen nah sind, unterrichten, vermehrt den Mut und die Lust, auch wieder bald zurückzukehren. Wir gedenken noch Basel zu sehen und alsdann über Schaffhausen, Tübingen und wahrscheinlich über Ansbach und Nürnberg unsere Rückreise zu nehmen. Die Herbsttage haben hier noch viel angenehme Stunden, und wir hoffen, daß uns auch auf dem Wege die Jahrszeit günstig sein soll. . . .

Wenn man einen rechten Park sehen will, so muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, so muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutschland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunst abgewinnen wollen, sind alles vergebliche Bemühungen. . . .

Heute kommen uns von Basel wieder Friedenshoffnungen; es bleibt uns nichts übrig, als daß wir abwarten.

An Böttiger.

Den 25. Oktober.

Es war unserm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürch, auch einen Brief von Ihnen vorzufinden; denn besonders seitdem die Aldobrandinische Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen und vor wenigen Tagen in Stäfa angelangt war, so konnte der Wunsch nicht außen bleiben, dieses dem Moder und den Franzosen entrißne Bild schon in Weimar aufgestellt und von Ihnen beleuchtet zu sehen. Es wird, sorgfältig eingepackt, auf der Reise mitgeführt, weil wir diesen Schatz fremden Händen und neuen Zufällen nicht aussetzen mögen.

Seitdem ich mit Meyer wieder beisammen bin, haben wir viel theoretisiert und praktisiert, und wenn wir diesen Winter unsern Vorsatz ausführen und ein Epitome unserer Reise und Nichtreise zusammenschreiben, so wollen wir abwarten, was unsere Verlagsverwandte für einen Wert auf unsere Arbeit legen; es soll keiner von der Konkurrenz ausgeschlossen sein. Unsere Absicht ist, ein paar allgemein lesbare Oktavbände zusammenzustellen und im dritten das als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein spezielleres Interesse erregen könnte. Davon soll denn bei unserer nächsten Zurückkunft weiter gehandelt werden, um desto ausführlicher, als wir uns Ihre Beihilfe zu erbitten haben.

Das gute Zeugnis, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr beruhigt, denn ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich war. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbne Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben

Tränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge.

Über die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunstschätze der alten und mittlern Zeit rezensiert hat, werden Sie erstaunen und sich erfreuen, wie eine Kunstgeschichte aus diesen Trümmern gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen aufsteigt. Wie wichtig ein solcher neuer Pausanias sei, fällt erst in die Augen, wenn man recht deutlich anschaut, wie die Kunstwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereignisse zerstreut und zerstört werden. Wie manche Unterhaltung soll uns dies und alles, was damit verwandt ist, diesen Winter geben! Gegenwärtig wollen wir nur noch von Basel in das nicht gelobte Land hinübersehen und dann wahrscheinlich über Schaffhausen und durch Schwaben unsern Rückweg antreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken unserer! ....

An Schiller.

Den 25. Oktober.

Ehe ich von Zürch abgehe, nur einige Worte, denn ich bin sehr zerstreut und werde es wohl noch eine Weile bleiben, denn wir gedenken auf Basel, von da auf Schaffhausen, Tübingen und so weiter zu gehen; wahrscheinlich treffe ich am letzten Orte wieder etwas von Ihnen an. Keinen Musenalmanach, keinen Hermann habe ich noch gesehen, alles das und mehreres wird mir denn wohl in Deutschland begegnen.

Wäre die Jahreszeit nicht so weit, so sähe ich mich wohl noch gern einen Monat in der Schweiz um, um mich von den Verhältnissen im ganzen zu unterrichten. Es ist wunderbar, wie alte Verfassungen, die bloß auf Sein und Erhalten gegründet sind, sich in Zeiten ausnehmen, wo alles zum Werden und Verändern strebt. Ich sage heute weiter nichts als ein herzliches Lebewohl. Von Tübingen hören Sie mehr von mir.

Mittwoch, den 25. Oktober.

Meist mit Vorbereitungen zur Abreise von Zürch beschäftigt.

Heimfahrt.

Donnerstag, den 26. Oktober.

Früh 8 Uhr aus Zürch. Um 11 Uhr in Bülach. Wir fanden den Weinstock in dieser Gegend niedergelegt, welches am Zürcher See nicht geschieht. Um 12 Uhr in Eglisau. Gasthof zum Hirsch. Aussicht auf den Rhein. Ab um halb Zwei. Dunkler Streif zwischen den Regenbogen sehr sichtbar. Mistjotte auf die Saat gegossen. Vom Wege herab nach dem Rheinfall gegangen. Dämmerung; böser Fußweg nach Schaffhausen.

Bern.

Die Petersinsel im Bielersee.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

An Schiller.

Tübingen, den 30. Oktober.

Wir haben die Tour auf Basel aufgegeben und sind gerade auf Tübingen gegangen. Die Jahrszeit, Wetter und Weg sind nun nicht mehr einladend, und da wir einmal nicht in der Ferne bleiben wollen, so können wir uns nun nach Hause wenden. Welchen Weg wir nehmen, ist noch unentschieden.

Viel Glück zum Wallenstein! Ich wünsche, daß, wenn wir kommen, ein Teil schon sichtbar sein möge. Meyer grüßt bestens. Möchten wir Sie mit den Ihrigen recht gesund finden. Von der Hälfte des Wegs, von Frankfurt oder Nürnberg, hören Sie noch einmal von uns.

Humboldt hat von München geschrieben und geht nach Basel. Nochmals Lebewohl und Hoffnung baldigen Wiedersehens.

Briefe zur Schweizer Reiſe 1779.

An die Mutter.

9. Auguſt 1779.

Mein Verlangen Sie einmal wiederzuſehen, war bisher immer durch die Umſtände in denen ich hier mehr oder weniger nothwendig war, gemäſigt. Nunmehr aber kann ſich eine Gelegenheit finden, darüber ich aber vor allem das ſtrengſte Geheimniſſ fordern muſſ. Der Herzog hat Luſt den ſchönen Herbſt am Rein zu genieſen, ich würde mit ihm gehen und der Cammerherr Wedel. wir würden bey Euch einkehren wenige Tage dableiben um den Meſſfreuden auszuweichen dann auf dem Waſſer weiter gehn. Dann zurück kommen und bey euch unſre Stätte aufſchlagen um von da die Nachbaarſchafft zu beſuchen. Wenn ſie dieſes proſaiſch oder poetiſch nimmt ſo iſt dieſes eigentlich das Tüpfgen aufs i, eures vergangnen Lebens, und ich käme das erſtemal ganz wohl und vergnügt und ſo ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch mögte daſſ, da an den Bergen Samariä der Wein ſo ſchön gediehen iſt auch dazu gepfiffen würde, ſo wollt ich nichts als daſſ Sie und der Vater offne und feine Herzen hätten uns zu empfangen, und Gott zu dancken der Euch euren Sohn im dreiſigſten Jahr auf ſolche Weiſe wiederſehen läſſt. Da ich aller Verſuchung widerſtanden habe von hier wegzuwitſchen und Euch zu überraſchen, ſo wollt ich auch dieſe Reiſe recht nach Herzensluſt genieſſen. Das unmögliche erwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt daſſ der Vater die ſo ſehnlich gewünſchten Früchte die nun reif ſind genieſſen ſolle, er hat ihm den Apetit verdorben* und ſo ſeys. ich will gerne von der Seite nichts fordern als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie mögt ich recht fröhlich ſehen, und ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. ich habe alles was ein Menſch verlangen kan, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachſe, und komme diesmal geſund, ohne Leidenſchafft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, ſondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte ſeines Lebens hingebracht hat, und aus Vergangnem Leide manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Bruſt bewährt hat, wenn ich euch vergnügt finde, werd ich mit Luſt zurück kehren an die Arbeit und die Mühe des Tags die mich erwartet.

Mitte Auguſt 1779.

So eine Antwort wünſcht ich von Ihr liebe Mutter, ich hoffe es ſoll recht ſchön und herrlich werden. Alſo eine nähere Nachricht von unſrer Ankunft. Ohngefähr in der

* Der Vater begann ſchwachſinnig zu werden.

Hälfte September treffen wir ein und bleiben ganz still einige Tage bey Euch. Denn weil der Herzog seine Tanten und Vettern, die auf der Messe seyn werden, nicht eben sehen möchte, wollen wir gleich weiter und auf dem Mayn und Rhein hinab schwimmen. Haben wir unsre Tour vollendet; so kommen wir zurück und schlagen in forma unser Quartier bey Ihr auf, ich werde alsdenn alle meine Freunde und Bekannte beherzigen, und der Herzog wird nach Darmstadt gehen und in der Nachbaarschafft einigen Adel besuchen. Unser Quartier wird bestellt wie folgt. Für den Herzog wird im kleinen Stübgen ein Bette gemacht, und die Orgel wenn sie noch da stünde hinausgeschafft. Das grose Zimmer bleibt für Zuspruch, und das Entrée zu seiner Wohnung. Er schläfft auf einem saubern Strohsacke, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist unter einer leichten Decke.

Das Caminstübgen wird für seine Bedienung zurecht gemacht ein Matraze Bette hinein gestellt.

Für Herrn v. Wedel wird das hintere Graue Zimmer bereitet auch ein Matrazze Bett pp.

Für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack pp wie dem Herzog.

Essen macht ihr Mittags vier, Essen, nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern eure bürgerlichen Kunststück aufs beste, was ihr frühmorgens von Obst schaffen könnt wird gut seyn.

Darauf reduzirt sichs also dass wir das erstemal, wenn wir ankommen iedermann überraschen, und ein paar Tage vorbeygehn eh man uns gewahr wird, in der Messe ist das leicht. In des Herzogs Zimmern thu sie alle Lustres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag sie lassen. Sonst alles sauber wie gewöhnlich und ieweniger anscheinende Umstände ie besser. Es muss ihr seyn als wenn wir 10 iahr so bey ihr wohnten. Für Bedienten oben im Gebrochnen Dach bey unsren Leuten sorgt sie für ein oder ein Paar Lager. Ihre Silbersachen stellt sie dem Herzog zum Gebrauch hin Lavor, Leuchter pp. keinen Caffe und dergleichen, trinckt er nicht. Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles was sie von uns Mannsvolck gesehen hat.

Also immer ein tiefes Stillschweigen, denn noch weis kein Mensch hier ein Wort. Was ihr noch einkommt schreibe sie mir. Ich will auf alles antworten, damit alles recht gut vorbereitet werde.

Merck darf noch nichts wissen.

An Frau von Stein.

Gegen Speyer über am Rhein, 24. September 1779.

Wir warten auf die Fähre, indess will ich im Schatten Ihnen einige Worte schreiben.

Wir streichen wie ein stiller Bach immer weiter gelassen in die Welt hin, haben heute den schönsten Tag und bisher das erwünschte Glück. Auf diesem Weege rekapitulir ich mein ganz vorig Leben sehe alle alte Bekannte wieder, Gott weis, was sich am Ende zusammen summiren wird. Dem Herzog thuts sehr wohl, Wedel ist vergnügt.

Die Schweiz liegt vor uns und wir hoffen mit Beystand des Himmels in den grosen Gestalten der Welt uns umzutreiben, und unsre Geister im Erhabnen der Natur zu baden. . . . .

Emmedingen, 28. September 1779.

d. 25. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sessenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsezten, und fand daselbst eine Famielie wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte beysammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich iezt so rein und still bin wie die Luft so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt schöner als ichs verdiente, und mehr als andre an die ich viel Leidenschafft und Treue verwendet habe, ich musste sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit iener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschafft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht tratt, und wir mit den Nasen aneinander stiesen, dass mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muss ich ihr dass sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in iede Laube, und da musst ich sizzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbaar der uns sonst hatte künsteln helfen wurde herbeygerufen und bezeugt dass er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbir musste auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestifftet hatte, eine Kutsche die ich gemahlt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche iener guten Zeit, und ich fand mein Andencken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig man fand ich sey iünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bey Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, dass ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckgen der Welt hindencken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kan.

d. 26. Sonntags traff ich wieder mit der Gesellschafft zusammen, und gegen Mittag waren wir in Strasburg. Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bey ihr. Auch da wurde ich mit Verwundrung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem, und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem ergözzen fand dass die gute Creatur recht glücklich verheurathet ist. Ihr Mann,* aus allem was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäfftigt zu seyn, er ist wohl habend, ein schönes Haus, ansehnliche Famielie, einen stattlichen bürgerlichen Rang pp. alles was sie brauchte pp. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster, Abends sahen wir ein Stück L'Infante de Zamora mit ganz trefflicher Musick von Paesiello. Dann as ich wieder bey Lili und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung die mich begleitet kan ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weeg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten bewährtesten, unauslöschlichsten

* Bankier B. H. v. Türckheim.

Freundschafft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränckten Leidenschafft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksaal liegen nun vor mir wie ein Land in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht.

Hier bin ich nun nah am Grabe meiner Schwester, ihr Haushalt ist mir, wie eine Tafel worauf eine geliebte Gestalt stand die nun weggelöscht ist. Die an ihre Stelle Getrettne Fahlmer, mein Schwager, einige Freundinnen sind mir so nah wie sonst. Ihre Kinder sind schön, munter und gesund. Von hier wirds nun auf Basel gehn. Wenn Sie wieder von mir hören weis ich nicht. Von Ihnen hab ich noch nichts. Obgleich andre Briefe von Franckfurt aus nachgeschickt sind.

Adieu. Grüsen Sie Alles.

An Lavater.

Thun, d. 8. Oktober 79.

So nah bin ich bey dir lieber Bruder wie dir der Ruf schon wird gemeldet haben. Wir sind im Begriff auf die Gletscher so weit es die Jahrszeit erlaubt zu gehen. Dann solls noch durch einen Umweeg zu dir.....

Ja lieber Bruder dich wieder zu sehen, ist einer meiner beständigsten Wünsche diese vier Jahre her und wird nun auch bald erfüllt.....

An Frau von Stein.

Lauterbrunnen, den 9. Oktbr 1779, Abends 1/2 7 Uhr.

Wir sind 1/2 5 wirklich hier in der Gegend angelangt und alles was ich bisher gewünscht, wir haben den Staubbach bei gutem Wetter zum erstenmal gesehen die Wolken der Obern Luft waren gebrochen und der blaue Himmel schien durch. An den Felswänden hielten Wolken, selbst das Haupt wo der Staubbach herunter kommt, war leicht bedekt. Es ist ein sehr erhabener Gegenstand. Und es ist vor ihm, wie bei allem grossen, so lang es Bild ist so weis man doch nicht recht was man will. Es lässt sich von ihm kein Bild machen, die Sie von ihm gesehen haben sehen sich mehr oder weniger ähnlich; aber wenn man drunter ist, wo man weder mehr Bilden noch beschreiben kann, dann ist man erst auf dem rechten Flek. Jezo sind die Wolken herein ins Thal gezogen und deken alle die heitern Gründe. Auf der rechten Seite steht die hohe Wand nach hervor über die der Staubbach herab kommt. Es wird Nacht, wir sind beim Pfarrer in Lauterbrun eingekehrt, es ist ein aus ein ander liegendes Dorf, genannt, wie die Leute sagen weil lauter Brunnen nichts als Brunnen in dieser Gegend von den Felsen herunterkommen.

Über das Münsterthal wodurch wir gekommen sind hab ich ein eigen Papier geschrieben die Gegenstände darinn sind sehr erhaben aber proportionirter zu dem Begriff der menschlichen Seele als wie die gegen die wir näher rüken, gegen das übergrosse ist und bleibt man zu klein. Ich werde mich entschliessen müssen Ihnen rükwärts ein Tagbuch so leicht und leidlich als möglich von unserer Reise zu machen.

Heute Sonnabend den 9ten gingen wir früh von Thun ab zu Schiff über den See. Die Nebel fielen wann wir in unserer Landssprache sagen es regnete, die Gipfel der Berge waren eingehüllt wir sassen in einem bedekten Schiff ich las den .... Gesang aus Bodmers Homer. Gegen zwölfe kamen wir in Unterseewen an assen eine grosse Forelle, examinirten einen Augenarzt wovon ich den Zettel hier beischliesse und fuhren auf einem engen Leiterwägelgen zusammen gepackt ab gingen aber bald zu Fusse durch das Thal bis nach Lauterbrunn. NB. man sagt auch hier zu Land auf dem Wagen reiten.

Den 8ten konnte ich in Bern früh mit dem Perükenmacher nicht fertig werden, suchte Leute auf die ich nicht fand und durchstrich bei der Gelegenheit die Stadt, sie ist die schönste die wir gesehen haben in Bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut, all aus einem graulichen weichen Sandstein, die egalitaet und Reinlichkeit drinne thut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, dass nichts leere Decoration oder Durchschnitt des Despotismus ist, die Gebäude die der Stand Bern selbst aufführt sind gros und kostbar doch haben sie keinen Anschein von Pracht der eins vor dem andern in die Augen würfe, wir nahmen ein Frühstük statt des Mittagsessens und ritten drauf nach Thun, wo wir bei zeiten anlangten um noch die schöne Aussicht vom Kirchhof auf den See zu sehen und an der Aar bis gegen den See zu spazieren. Wir machten mit einem Bürger Bekanndtschaft, der uns geleitete, drauf unser Schiffer war und künftig unser Geleitsman seyn wird.

Den 7. brachen wir vom Annet auf, es rieselte stark, wir mussten durch den Moor und Moos was man bei uns durch Rieder nennen möchte, wodurch uns der Wirth begleitete, wo wir doch oft unsere Pferde führen mussten aus Furcht nicht einzusinken. Wir kamen tüchtig im Regen nach Murten ritten aufs Beinhaus und ich nahm ein Stükgen Hinterschädel von den Burgundern mit, in Murten assen wir zu Mittag und lassen aus einem treflich geschriebenen Buche die Geschichte der Murten Schlacht. Es ist äusserst rührend, von einem Zeugen und Mitstreiter die Thaten dieser Zeit erzählen zu hören. Das Wetter klärte sich auf als wir von Murten wegritten und wir zogen durch die schöne Landschaft nach Bern, wo alles gar glüklich abgetheilt und genuzt ist und frölich und nahrhaft und reich aussieht.

Den 6ten hatten wir einen etwas verworrnen Tag wurden aber doch von einem guten Geist irre geführt. Früh ritten wir von Biel aus am See weg über Erlach nach Annet von da wollt ich nach La Sauge allein der Weg war wiedrig und wir verirrten uns im Ried, wir waren gezwungen auf die Hauptstrasse zurük zu gehen und genöthigt von Ort zu Ort wo theils keine Wirthshäusser waren theils die Leute uns nicht aufnehmen konnten bis nach St. Blaise zu gehen das zu oberst des Neustädter Sees liegt, es war eben ein schöner Mittagsblik der Sonne aus dem Gewölk als wir ankamen, wir freuten uns des und genossens recht sehr assen zu Mittag, sezten uns wieder an den See und ritten endlich auf Annet wieder zurük, wo wir in einem leidlichen Wirthshaus über Nacht blieben.

Den 5. fuhren wir früh auf dem Rathsschiffe von Biel aus nach der Insel des Bieler Sees wohin Rousseau sich begab als er von Geneve weggetrieben wurde. Die Insel gehört dem Hospital zu Bern und der Schaffner und seine Frau die die Wirthschaft selbst führen sind noch eben dieselben die Rousseau bewirtheten.

J. N. Schiel. 1777.

Ansicht der Umgebung von Bern.

J. Weibel. 1793.

Meiringen im Haslital.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Gute Nacht für heute es ist wenigstens etwas und mehr als ich von Ihnen die Zeit gehört habe. G.

Sonntags den 10ten früh sahen wir eben den Staubbach wieder und wieder aus dem Pfarrhause an, er bleibt immer eben derselbe und macht einen unendlich angenehmen und tiefen Eindruk. Weil wir die Eißgebirge nicht selbst besteigen wollten so schikten wir uns zu einen Steig an auf einen Berg der gegen über liegt und der Steinberg genannt wird. Er macht die andere Seite von einem engen Thal aus wo sie gegen über liegen, biss er sich selbst endlich hinten an sie anschliesst. Was man aus einer kleinen gedrukten Beschreibung des Pfarer Wittenbachs sehen kann will ich hier nicht wiederholen. Eine Weile steigt der Weeg über Matten, dann windet er sich rauh den Berg hinauf, die Sonne gieng uns über den Gletschern auf und wir sahen sie der Reihe nach gegen über liegen. Wir kamen auf die Steinbergs Alp, wo der Zingelgletscher an den Steinberg stösst, die Sonne brannte mit unter sehr heiss. Wir stiegen biss zum Ausbruch des Zingelgletschers und noch höher hinauf, wo vor dem Zingelhorn aus dem Eise sich ein kleiner See formirt. Horn heissen sie hier den höchsten Gipfel eines Felsens, der meist mit Schnee und Eiss bedekt ist und in einer seltsamen Horngestalt oft in die Luft steht. Wir kamen gegen drei oben an, nachdem wirs uns vorher auf der Alpen wohl hatten schmeken lassen. Es fällt mir unmöglich das merkwürdige der Formen und Erscheinungen bei den Gletschern iezt anschaulich zu machen, es ist vieles gut was drüber geschrieben worden das wir zusammen lesen wollen und dann läßt sich viel erzählen. Wir verweilten uns oben, kamen in Wolken und Regen und endlich in die Nacht, zerstreut und müde in dem Pfarrhauss an, ausser Wedel und Wagnern, die schon früh Morgens ihres Schwindels wegen beizeiten umgekehrt waren.

An Frau von Stein.

(Mit Seidels Tagebuch.)

Den 11. Okt. um 10 Uhr von Lauterbrunn ab. Der Regen hatte die Weege sehr schlimm gemacht. Herrliche Felsen und Felsenbrüche. Die Sonne kam hervor, die Wolken hoben sich von den Bergen. Hier und da kam der schöne blaue Himmel hervor. Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir nach Gründelwald sahen noch vor Tische den sogenannten untern Glätscher der bis ins Thal dringt und daran die herrliche Eishöle woraus das Eiswasser seinen Ablauf hat. und suchten Erdbeern in dem Hölzgen das gleich darneben steht.

Den 12. Okt. früh um 7 ab. Es war sehr kalt und hatte gefrohren. Ich verirrte mich half mir aber wieder zur Gesellschaft wir sahen den Obern Glätscher. Von allem diesem nähere mündliche Auslegungen. Den Scheidek hinauf wurd es uns sämtlich warm. Streit über den Mettyberg und Jungfrauhorn. Hier wächst zwischen den Steinen ein hartes Gewächs, Bergrose genannt dessen Blätter einen starken balsamischen Geruch haben. Auf dem Gipfel ist ein kleiner See. Um 1 Uhr waren wir im Schwarzwald. Hier sieht man auf der rechten Seite das Wollhorn, Wetterhorn und Engelhorn. Das Wetter war heiter. Hier assen wir bei einem Bauer was wir mitgenommen hatten. Der Weg ins Haslithal ist der angenehmste den man gehen kann. Wir besahen einen Käsespeicher die hier aller Enden stehen nun aber nach und nach gegen den Winter geleert und verlassen werden. Die Hirten waren erst selbigen Morgen mit dem Vieh abgetrieben. Der Weg geht an hohen Felswänden vorbey. Der erste Blik vom Berg herab in das Hasliland ist frappirend, die Gegend ist erstaunend weit und angenehm. Vom Gipfel des Scheideks bis ins Haslithal geht man über 4 Stunden immer Berg ab. Hier gingen wir links an dem Berg nach dem Reichenbach und dann nach Hof wo wir etwas assen. Von hier auf Gutannin. Der Weeg ist bös weil man so oft über elende Stiege über die Aar muss, an Felsenwänden weg wo ein bloser Pfad ausgehauen ist und unten immer große Abgründe. Hierzu kam die einbrechende Nacht. Herr

v. Wedel und Wagner waren wegen ihres Schwindels übel dabei zu Muthe. Eine halbe Stunde vor Guotanin nahmen wir Zuflucht in einem Bauernhauss. ich ging Wagnern der noch zurük war mit einer Laterne entgegen. Schöne Familie in dem Hauss. Wir kamen endlich mit Schindelfakeln nach 8 Uhr daselbst an. Schlechter Wein und schlechte Wirtschaft daselbst.

Den 13. Okt. um 7 Uhr ab und wieder zurük. Wir kehrten wieder bei der schönen Familie ein und frühstükten noch einmal, der Weeg den wir nun mit mehr Muse und Vergnügen machten ist über allen Ausdruk schön. Er krümmt zwischen den hohen Bergen bald herüber bald über die Aar die bei Hof sich zwischen zwei hohen Felsenwänden durchdrängt und eine halbe Stunde drauf wieder herauskommt. Das Thal bei Hof im Grund genannt ist rund mit Bergen umgeben das gar schön aussieht. Aus dem Meiringer Wirthshauss wo wir zu Mittag assen sieht man zwei kleine Wasserfälle angenehm den Berg herabkommen. Von Petern haben wir niemand zu sprechen können kriegen. Wir gingen um 3 wieder ab und der Herr Geh. Rath voraus. Der Weeg nach Brienz ist grad und schön von fruchtbaren Bergen eingefasst. Auf der linken Seite kommt man an dem Wandel- und Olzibach vorbei. Abends 1/2 7 waren wir in Brienz. Ein Schwager des Peters war denen Herrns nachgelaufen und gab ihnen einen Brief mit, ausser dieser Schwester hat er noch einen Bruder eine Stiefmutter und Stiefgeschwister. Vor dem Wirthshauss mußten zwei Bursche nach Schweizermanier in dem Gras miteinander ringen. Die Aussicht von dem Brienzer See nach den Haslibergen und den Schneegebirgen bei untergehender Sonne ist gros. Es war schon Nacht als auf den Schneebergen oben noch die Sonne glänzte.

Den 14. früh 8 Uhr ab. Es war wieder der schönste, heiterste Tag. um 11 Uhr waren wir in Unterlachen einem Kloster wo man anlandet und biss Untersewen zu Fuse geht. In dem Wirthshauss trafen wir wieder den berühmten Doktor Tavaros mit seiner ganzen Famielie und übrigen Rotte die zusammen 12 Personen ausmachen. 1/2 3 gingen wir ab. Der Herr Geh. Rath las aus dem Homer von den Sirenen. Eine Stunde nach Untersewen erscheint die Beatushöle wir stiegen aus und kletterten den Berg hinan wo man expres einen Weeg in den Berg eingehauen hat. Aus der Höle die vorn über 3 Mannshöhe hat hinten aber steigend niedriger wird und sehr tief hinein geht kommt ein schönes Wasser, daneben ist noch eine d° zwischen beiden ist ein heiliger Epheustamm hoch den Fels hinan gelaufen dessen Zweige feierlich darüber herabhängen, ein Kanaillehand hat ihn und wohl erst vor einigen Tagen unten durchgehauen. Der Stamm war drei Spannendick, er ist noch frisch und grün. Herrliches Grün des Seees von oben. Wasserfall. Der Mond kam hervor. Der See ward bewegt und bildete allerlei schöne Wellungen und Kräusel auf der Fläche. Um 7 in Thun.

Den 15. früh, 9 3/4 ab. Der Herr Geh. Rath wollte auf der Aar bis Bern fahren, es gebrach an Gelegenheit und unterblieb. Um 1 Uhr waren wir in Bern.

So weit also mit diesem. Nun laß ich noch ein Blat abschreiben das ich im Münsterthal schrieb d. 3. Octbr. Es liegt zwischen Basel und Biel. Ich nahm soviel möglich war alles zusammen was ich an Gegenständen des Tags gesehen und bey ihnen in mir vorgegangen war. nicht immer hat man so viel reinheit nicht immer die Gedult und Entschlossenheit aufs Papier mit seinen Erscheinungen zu gehn. Adieu. Heut Abend schwärzt meine Feder wie ein Specht....

Thun, den 14 Oktober Abends 7. wir sind glücklich wieder hier angekommen. Diese vier Tage das schönste Wetter, heut und gestern keine Wolcke am Himmel, und die merckwürdigsten Gegenden ganz rein in dem himmlischen Lichte genossen. Es fällt schweer nach allem diesem zu schreiben, ich will nachher aus meinem Bleystifft Gekrizzel Philippen wieder diktiren.

Die merckwürdige Tour durch die Bernischen Glätscher ist geendigt wir haben leicht vorübergehend die Blüte abgeschöpft an einigen Orten hätt ich mit dem Bogen noch einmal schlagen können aber es ist auch so gut. Wär ich allein gewesen ich wäre höher und tiefer gegangen aber mit dem Herzog muss ich thun was mäsig ist. Doch könnt ich uns mehr erlauben wenn er die böse Art nicht hätte den Speck zu spicken, und wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh und Gefahr ist, noch ein Steigelgen ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr suchte. Ich bin auch einigemal unmutig in mir drüber geworden, dass ich heut Nacht geträumt habe ich hätte mich drüber mit

ihm überworfen, wäre von ihm gegangen und hätte die Leute die er mir nachschickte mit allerley Listen hintergangen. Wenn ich aber wieder sehe, wie iedem der Pfahl in's Fleisch geben ist den er zu schleppen hat, und wie er sonst von dieser Reise wahren Nuzzen hat, ist alles wieder weg. Er hat gar eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen, und Neugier, beschämt mich offt wenn er da anhaltend oder dringend ist, etwas zu sehen oder zu erfahren, wenn ich offt am Flecke vergessen oder gleichgültig bin.

Es soll recht gut werden denck ich und bisher hat uns das Glück gar unerhört begleitet. Kein Gedancke, Keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Grösse der Gegenstände, und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern Tageszeiten und Standpunckten.

Wedel hat des Tags hundert tolle Einfälle, und wenn ihn nicht manchmal der Schwindel ankäme und ihn auf Augenblicke böser Laune machte, wäre kein Gesellschaffter über ihn.

Von dem Gesange der Geister hab ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beyliegender erinnern. Schreiben Sie doch sie für Knebeln ab, mit einem Grus von mir. Ich habe offt an ihn gedacht.

Des Menschen Seele
gleicht dem Wasser:
vom Himmel kommt es,
zum Himmel steigt es,
und wieder nieder
zur Erde muß es —
ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
steilen Felswand
der reine Strahl,
dann stäubt er lieblich
in Wolkenwellen
zum glatten Fels,
und, leicht empfangen,
wallt er verschleiernd,
leisrauschend
zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
dem Sturz entgegen —
schäumt er unmutig
stufenweise
zum Abgrund.

Im flachen Bette
schleicht er das Wiesenthal hin,
und in dem glatten See
weiden ihr Antlitz
alle Gestirne.

Wind ist der Welle
lieblicher Buhler —
Wind mischt von Grund aus
schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
wie gleichst du dem Wind!

Nun geht die Erzählung wieder ordentlich von Lauterbrunn an. Wie wir von Emmedingen nach der Bieler Insel gekommen sind. Wird wohl Lücke bleiben.

Bern, Sonnabends. d. 16 Octb. 9 Uhr Nachts.

. . . . . Wenigs in einzelnen Worten von Bern, wenn ich zurück komme will ichs ausführen.

Gegend, Stadt, wohlhabend, reinlich, alles benüzt, geziert, allgemeines Wohlbefinden, nirgend Elend, nirgend Pracht eines einzelnen hervorstechend nur die Wercke des Staats an Wenigen Gebäuden kostbaar pp. Mythologie der Schweizer. National Religion, Tell, die Berner Bären pp. Schallen Werck. War bey Aberli. Im Zeughaus. Naturalien Cabinet bei Sprünglein. Sinner, Tscharner Kilchberger. Prof. Wilhelmi. Vielerley über Hallern. Auserer Stand p. p.

Gestern erst erhielt ich Ihren Brief von 25ten Sept. So weit sind wir schon aus einander.

Die Wartensleben war nicht in Cassel ich fragte nach ihr.

Es wird noch eine Weile währen biss wir uns wiedersehen, indes Adieu beste. Ich komme nach allem doch wieder zu Ihnen zurück. Lavater schreibt mir „Bey der entsezlichen Dürre an lebenden Menschen kannst du dencken wies mir wohl thun wird mich an dir zu wärmen". Und ich mag auch wohl sagen „Kinderlein liebt euch!" Wahrhafftig man weis nicht was man an einander hat wenn man sich immer hat. Adieu.

Payerne Peterlingen d. 20. Oktbr. 79 Abends.

Nur wenig Worte dass ich nicht ganz aus dem Faden komme, und Sie uns folgen können. Heut früh sind wir von Bern ab, nachdem wir uns was möglich war umgesehen und auch einige interessante Leute kennen lernen. In Murten zu Mittage. In Avanche einen Fussboden Mosaique von der Römer Zeit gesehen, schlecht erhalten, und geht täglich mehr zu Grunde, dass es Jammer ist. Mit schönem Mondschein hier angelangt. Auch kan ich diesen Brief wieder mit Preis der Witterung anfangen. Vom Doctor in Langnau werd ich manches erzählen. Er geht für Alter sehr zusammen und war auch nicht guter Humor des Tags, er hatte Honig gegessen den er nicht verdauen kan, und seine Frau war abwesend, doch ist sein Auge das gegenwärtigste das ich glaube gesehen zu haben. Blau, offen, vorstehend, ohne Anstrengung

J. L. Aberli.

Ansicht von Lausanne.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

beobachtend pp. Vom Grabmal der Pfarren zu Hindelbanck zu hören werden Sie Geduld haben müssen, denn ich habe mancherley davon, darüber und dabey vorzubringen. Es ist ein Text worüber sich ein lang Capitel lesen lässt. Ich wünschte gleich iezt alles aufschreiben zu können. Ich hab soviel davon gehört und alles verbertucht pour ainsi dire. Man spricht mit einem allzeit fertigen Enthusiasmus von solchen Dingen, und niemand sieht drauf was hat der Künstler gemacht, was hat er machen wollen.

Moudon, d. 21. Wir machen kleine Tagreisen wie es neugierigen Reisenden ziemt. Den Morgen haben wir zugebracht wieder ein Mosaisches Pflaster bei Chaire gegen den Neustädter See zu besuchen. Es ist ziemlich erhalten geht aber auch nach und nach zu Grunde. Die Schweizer tracktieren so etwas wie die Schweine. Der vorige Landvogt fand es erst vor zwey Jahren, der iezzige wird sich nicht drum kümmern, besonders da es in einem benachbaarten Amt liegt und er nur die Schlüssel dazu hat. Ich schrieb ihm ein anonym billet, ihm zu berichten dass das Mäuergen umher einzufallen anfinge, und bat ihn es wieder herstellen zu lassen. Doch hilft auch das nichts wenn ers auch thut ppp. Es stellt den Orpheus vor in einem Rund, und in den Feldern umher die Thiere, es ist mittelmäsige Arbeit. Dagegen das gestrige trefflich muss gewesen seyn, aus einem einzigen Kopf zu schliesen den wir von allem noch finden konnten der aber auch bald wird zerstört seyn. Ganz herrlich aber war die Zeichnung von einem die wir gestern sahen, das aber schon lange aus Muthwill von Bauern bey nachtzeit ist ruinirt worden. Meine ganz immer gleiche herzliche Freude und Liebe zu der bildenden Kunst macht mir so was noch viel auffallender und unerträglicher.

Übrigens bin ich ruhig und recht wohl in meiner Seele. So bald eine ewige Abwechslung tausend manigfaltige Stückgen auf meinem Psalter spielt bin ich vergnügt. Dem Herzog bekommts auch recht sehr, ich hoffe ihr sollt des alle geniessen.

Lausanne, d. 23ten. Wenn es was zu schreiben giebt merck ich wohl wird nichts geschrieben und von alten Fusboden die Sie nichts angehn unterhalt ich Sie weitläufig. Gestern den 22ten kamen wir gegen Mittag hier an und sahen den Genfer See, den Meister von allen Seen die wir bisher gesehen haben, wovon doch ieder sein eignes hat. Lausanne liegt allerliebst, ist aber ein leidig Nest, Lusthäuser sind umher von trefflichen Aussichten, auch Spaziergänge. Wir gingen Nachmittag Spazieren und sahen uns satt. Abends ging ich zu Mad. Branconi. Sie kommt mir so schön und angenehm vor, dass ich mich etlichemal in ihrer Gegenwart stille fragte, obs auch wahr seyn möchte dass sie so schön sey. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmuth! dass man eben nicht weis woran man ist.

d. 23. früh den schönsten Morgen. Jeder Tag ist so schön dass man glaubt er sey schöner als der Vorhergehende. Wir fuhren nach Vevay, ich konnte mich der Trähnen nicht enthalten wenn ich nach Mellerave hinüber sahe und den dent de Chamant und die ganze Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden

Weſen bevölkerte. Der Genfer See, wird hier von den Walliſer und Savoyer Gebürgen eingeſchloſſen die ſteil herabgehn, die Einſicht ins Wallis iſt ahndungsvoll und die Schweizerſeite mit Weinbergen ſorgfältig und fröhlig genuzt.

Wir badeten im See, aſſen zu Mittag fuhren nach Hauſe, puzten uns, fuhren zur Herzogin von Curland, ſtrichen uns balde, und mich führte der Geiſt wieder zur M. Branconi. Eigentlich darf ich ſagen, ſie lies mir durch Mathäi der bey ihrem Sohn iſt gar artig ſagen wenn ich noch eine Stunde ſie ſehen könnte würd es ihr recht ſeyn. Ich blieb zum Eſſen. Am Ende iſt von ihr zu ſagen was Ulyſſ von den Felſen der Scylla erzählt. „Unverlezt die Flügel ſtreicht kein Vogel vorbey, auch die ſchnelle Taube nicht die dem Jovi Ambroſia bringt, er muſſ ſich für iedesmal andrer bedienen.“ Pour la colombe du jour elle a echappé belle, doch mag er ſich für das nächſtemal andrer bedienen.

An Lavater.

Genf, 28. Oktober 1779.

.... Nicht allein vergnüglich ſondern geſeegnet uns beyden ſoll unſre Zuſammenkunft ſeyn. Für ein Paar Leute die Gott auf ſo unterſchiedne Art dienen ſind wir vielleicht die einzigen, und dencke wir wollen mehr zuſammen überlegen und ausmachen als ein ganz Concilium mit ſeinen Pfaffen Huren und Mauleſeln. Eins werden wir aber doch wohl thun daſſ wir einander unſre particular Religionen ungehudelt laſſen. Du biſt gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich dich im Voraus um Geduld. . . .

Genf den 2. 9br. 1779.

Eh ich von hier weggehe noch einige Worte lieber Bruder eh wir uns tiefer in die Gebürge verlieren in die wir unter Garantie des Herrn de Saussüre einen Verſuch wagen, von hier aus gehts in die Savoiiſchen Eisgebürge und ins Wallis. ...

Nun noch ein herzlich Wort der Sehnſucht an dich, und der Hoffnung, ſie wird alle Tage ſtärcker. Laſſ uns ia einander bleiben, einander mehr werden denn neue Freunde und Lieben mach ich mir nicht. ...

Adieu guter. Meine Seele iſt immer bey dir. G.

An Frau von Stein.

d. 2. November. Genv. 79. Auch hier ſind wir länger geblieben als wir dachten, und müſſen doch noch leider intereſſante Perſonen und Sachen, ungekannt und ungeſehen zurücklaſſen. Die Stadt ſelbſt macht mir einen fatalen Eindruck. Die Gegend iſt mit Landhäuſern beſäet, und offen, freundlich und lebendig. Der Herzog hat ſich von einem Juel mahlen laſſen, wir haben Bonnet, Diodati, Mr. de Chateau-vieux, Hubern geſehen und fahren noch heute zu Sauſſuren. Waren in Furney. Mad. Van der Borch

eine Bekanntſchafft aus Pyrmont hat ſich nach Ihnen erkundigt. Nun haben wir einen wichtigen Weg vor uns wo wir das Geleit des Glückes nötiger haben als iemals. Morgen ſolls nach den Savoyer Eisgebürgen und von da durch ins Wallis. Wenn es dort ſchon ſo ausſähe wie man es uns hier mahlt ſo wärs ein Stieg in die Hölle. Man kennt aber ſchon die Poeſie der Leute auf den Sophas und in den Cabriolets. Etwas zu leiden ſind wir bereit, und wenn es möglich iſt im Dezember auf den Brocken zu kommen, ſo müſſen auch Anfangs November uns dieſe Pforten der Schröckniſſe auch noch durchlaſſen. Ich hoffe Schritt vor Schritt Ihnen erzählen zu können wohin wir gehn und was wir ſehn. Beſchrieben iſts zwar ſchon beſſer, doch unſer Schickſaal nicht. Adieu liebſte. Vor 14 Tagen kan ich nichts an Sie auf die Poſt geben, alſo hören Sie vor 4 Wochen von heut an nichts von mir. Adieu Grüſen Sie Steinen und alles, ich dencke Sie ſind in der Stadt.

Mich hat Genv ganz in mich hineingeſtimmt um alles blieb ich nicht noch 8 Tage in dem Loche.

Daſſ man bey den Franzoſen auch von meinem Werther bezaubert iſt hätt ich mir nicht vermuthet, man macht mir viel Complimente, und ich verſichre dagegen daſſ es mir unerwartet iſt, man fragt mich ob ich nicht mehr dergleichen ſchriebe, und ich ſage: Gott möge mich behüten, daſſ ich ie wieder in den Fall komme, einen zu ſchreiben und ſchreiben zu können. Indeſſ giebt mir dieſes Echo aus der Ferne doch einiges Intreſſe mehr an meinen Sachen, vielleicht bin ich künftig fleiſiger und verpaſſe nicht wie bisher die guten Stunden.

Ade.

Abends gegen 10.

Auch hab ich mich heute bei ſchönem Wetter in der Rhone gebadet wozu man ein gar artig Häusgen hat da das grüne Waſſer unten durchflieſſt. Und weil es denn überall Frau Baſen giebt, die vom Müſſiggange mit dem Rechte beliehen ſind ſich um andrer Leute Sachen zu bekümmern, ſo wollte man hier den Herzog von der Reiſe in die Savoyiſchen Eisgebürge die er ſich ſelbſt imaginiert hat und von der er ſich viel Vergnügen verſpricht mit den ernſthafteſten Proteſtationen abhalten. Man wollte eine Staats und Gewiſſensſache daraus machen, daſſ wir glaubten am beſten zu thun, wenn wir uns erſt des Raths eines erfahrenen Mannes verſicherten. Wir kompromittirten daher auf den Profeſſor de Saussure und nahmen uns vor nichts zu thun oder zu laſſen als was dieſer zu oder abrathen würde. Es fuhr iemand von der Gegenparthei mit zu ihm hinaus und auf ein ſimples exposé entſchied er zu unſerm groſſen Vergnügen, daſſ wir ohne die geringſte Fahr noch Sorge den Weeg in dieſer ſo gut als in einer frühern Jahrszeit machen könnten. Er zeigte uns an was in den kurzen Tagen zu ſehen würde möglich ſeyn, wie wir gehen und was für Vorſorge wir gebrauchen ſollten. Er ſpricht nicht anders von dieſem Gange als wie wir einem Fremden vom Buffarthiſchen Schloſſ oder vom Etteriſchen Steinbruche erzählen werden. Und das ſind dünckt mich die Leute die man fragen muſſ, wenn man in der Welt fort kommen will.

Sehr ungern nehm ich Abſchied.

adieu.

d. 13. Nov. 1779.

Auf dem Gotthart bey den Capuzinern.

Glücklich durch eine Kette Merckwürdiger Gegenden sind wir hier angekommen, was ich seit Genf aufgezeichnet will ich Philippen sobald ich ihn wieder treffe dictiren. Hier ist der Herzog mit mir allein und dem Jäger. Auf dem Gipfel unserer Reise. Bis Genf gings von Ihnen weg, bisher sind wir in der Queer ziemlich gleich weit weggeblieben und von morgen an geht ieder Schritt wieder zurück. Zum zweitenmal bin ich nun in dieser Stube, auf dieser Höhe, ich sage nicht mit was für Gedancken. Auch iezt reizt mich Italien nicht. Dass dem Herzog diese Reise nichts nüzzen würde iezzo, dass es nicht gut wäre länger von Hause zu bleiben, dass ich Euch wiedersehen werde, alles wendet mein Auge zum zweitenmal vom gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde, und führt meinen Geist wieder nach meinem armen Dache, wo ich vergnügter als iemals Euch an meinem Camin haben, und einen guten Braten auftischen werde. Dabey sollen die Erzählungen die Abende kurz machen von braven Unternehmungen, Entschlüssen, Freuden und Beschweerden.

Im Kurzen nur! Von Genf haben wir die Savoyer Eisgebürge durchstrichen, sind von da ins Wallis gefallen, haben dieses die ganze Länge hinauf durchzogen, und endlich über die Furcke auf den Gotthart gekommen. Es ist diese Linie auf dem Papier geschwind mit dem Finger gefahren, der Reichthum von Gegenständen aber unbeschreiblich, und das Glück, in dieser Jahrszeit seinen Plan rein durchzuführen über allen Preis. Hier oben ist alles Schnee. seit gestern früh elf Uhr haben wir keinen Baum gesehen. Es ist grimmig kalt, Himmel und Wolken Rein wie Saphir und Chrystall. Der neu Mond ist untergegangen mit seltsamem Lichte auf dem Schnee. Wir stecken im Hause beym Ofen. Morgen steht uns nun der herrliche Weeg den Gotthart hinab noch vor. Doch sind wir schon durch so vieles grose durchgegangen, dass wir wie Leviathane sind die den Strom trincken und sein nicht achten. Mehr oder weniger versteht sich. Gute Nacht. Diesen Brief geb ich auf die nächste Post die ich treffe. Wenn Sie ihn erhalten bin ich schon viel näher. Adieu bestes.

G.

An Knebel.

Zürich, 30. November 1779.

. . . Hier bin ich bey Lavatern, im reinsten Zusammengenuss des Lebens, in dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh, bey allem Drange der Welt und ein anhaltendes mitgeniessen von Freud und Schmerz, da hab ich deutlich gesehen dass es vorzüglich darinn liegt dass ieder sein Haus Frau, Kinder, und eine reine menschliche Existens in der nächsten Nothdurft hat: das schliest an einander und spent was feindlich ist sogleich aus. Von der Reise selbst lass dir doch die Stein die Tour durch die Savoyer Gletscher zeigen. Den Zug durchs Wallis hoff ich auch ehstens zu schicken.

Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man, nur 3 Schritte von ihm, gar nicht erkennen kan. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Gedult, Stärcke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Manigfaltigkeit, Ruhe pp ist weder in Israel noch unter den Haiden. . . .

Le Cœur.

Ansicht des Schlosses Chillon.

Die Stadt Fribourg mit dem Haus der Jesuiten.

Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Zürich, 30. Nov. 1779.

... Wir sind in und mit Lavatern glücklich, es ist uns allen eine Cur, um einen Menschen zu seyn, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem was er würckt Genuss im Würcken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmercksamkeit, trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern mögt ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freylich nicht müsig wie iezt. Etwas zu arbeiten haben, und Abends wieder zusammen lauffen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht meynt man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im moralischen wie mit einer Brunnen Cur, alle Übel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durch einander. Erst hier geht mir recht klar auf in was für einem sittlichen Todt wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt das in sich nie dürr, und nie kalt ist. Gebe Gott dass unter mehr grosen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, dass wir unsre Seele offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen. Könnt ich euch mahlen wie leer die Welt ist, man würde sich an einander klammern und nicht von einander lassen. Indess bin ich auch schon wieder bereit, dass uns der Sirocko von Unzufriedenheit, Widerwille, Undanck, Lässigkeit und Prätension entgegen dampfe. . . . .

Schafhausen d. 7. Dez. 79.

Mit allem meine beste blieb ich zurück, meine Reisebeschreibung stockt vom Wallis aus und doch kann ich die Schweiz nicht verlassen ohne Ihnen zu sagen dass wir auch hier schön Glück gehabt, und den Rheinfall gestern im hohen Sonnenschein gesehen haben. Lavater auch hat uns hier überrascht, sich zu Hause losgemacht und ist gestern hier hergekommen. Wir haben heut zusammen den Rheinfall wieder doch bey trüben Wetter gesehen, und immer glaubt man er wäre stärcker als gestern. Wir haben einen starcken Dialog übers Erhabne geführt den ich auch aufzuschreiben schuldig bleiben werde. Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall man glaubt auch man habe ihn nie so gesehen wenn man ihn wiedersieht, er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom besten. Adieu. Morgen gehn wir von hier auf Stuttgard. Der Raum schwindet zwischen uns und es wird ein Augenblick seyn da wir uns wiedersehn. G.

Homburg, 3. Januar 1780.

... So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langeweilen, essen schlecht und trincken noch schlechter. Hier iammern einen die Leute, sie fühlen wie es bey ihnen aussieht und ein fremder macht ihnen bang. Sie sind schlecht eingerichtet, und haben meist Schöpse und Lumpen um sich. . . .

... Adieu Beste. In Eisenach find ich was von Ihnen. Bald wirds von uns nicht mehr heissen: sie kommen, sondern sie sind da.

Goethe an Wyttenbach.

Weimar, den 18. Februar 1780.

Mit Vergnügen erinnere ich mich der wenigen angenehmen und lehrreichen Stunden, die ich bei Ihnen zugebracht. Auf unsrer übrigen Reise durch die Schweiz bin ich Ihrem guten Rathe gefolgt und habe mich sehr wohl dabei gefunden. Wir sind so glücklich gewesen, bei schönstem Wetter und ohne den mindesten Zufall auf Genf, Chamouni, über Trient ins Wallis, dasselbe ganz hinauf, über die Furka und den Gotthardt und den Vier Waldstädtersee nach Luzern zu kommen. Haben Sie die Güte, wenn Ihnen die Zeit übrig bleibt, mir in der Folge Ihre merckwürdigen Entdeckungen mitzuteilen und bleiben Sie meiner Hochachtung versichert.

Goethe.

Literaturverzeichnis.

Goethe: Jubiläums-Ausgabe sämtlicher Werke. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung. (Herausgegeben von Eduard von der Hellen.)

— Weimarer Ausgabe.

Ernst Hartung: Alles um Liebe. Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens. (München, Wilhelm Langewiesche-Brandt.)

Albert Bielschowsky: Goethe. Sein Leben und seine Werke. München 1913. (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.)

J. Herzfelder: Goethe in der Schweiz. Eine Studie zu Goethes Leben. Leipzig 1891. (S. Hirzel.)

Wilhelm Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1906. Verlag B. G. Teubner.

Karl Camenisch: Goethe, Scheffel und C. F. Meyer im Banne der Alpen. Samaden 1911. Verlag der Engadiner Preß-Co., vorm. Simon Tanner.

Friedrich Ratzel: Über Naturschilderung. München und Berlin 1904. Verlag R. Oldenbourg.

Alfred Biese: Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1892. Verlag Veit u. Comp.

— Die Vorbedingungen und Wandlungen des Goetheschen Naturgefühls. Preußische Jahrbücher 59 und 60. (1887.)

Gertrud Stockmayer: Über Naturgefühl in Deutschland im X. und XI. Jahrhundert. Leipzig und Berlin 1910. Verlag B. G. Teubner.

Franz Strunz: Die Vergangenheit der Naturforschung. Jena 1913. Verlag Eugen Diederichs.

— Naturgefühl und Landschaftssinn. A. Petermanns geographische Mitteilungen. Gotha 1912. 58. Band. Dezemberheft.

— Naturgefühl und Naturerkenntnis. Literarisches Echo, XV. 1912. Heft 2. Berlin.

— Goethe und die Naturwissenschaften. (Klassiker der Naturwissenschaft und Technik. Herausgegeben von Graf Karl von Klinckowstroem und Franz Strunz.) Jena. Verlag Eugen Diederichs 1914*.

Heinrich Dübi: Johann Heinrich Merck und Bern. Mit ungedruckten Briefen. Zugleich ein Beitrag zu Goethes Schweizer Reise vom Jahre 1779. Hessische Chronik 1913.

— Jakob Samuel Wyttenbach und seine Freunde. Beiträge zur Kulturgeschichte des alten Bern. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft. Bern 1910. Verlag Wyß.

— Der Alpensinn in der Literatur und Kunst der Berner von 1537—1839. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft. Bern. Verlag Wyß 1901.

— Bergreisen und Bergsteigen in der Schweiz vor dem Beginn des XIX. Jahrhunderts. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Klubs. 36. Band, Seite 211 ff.

— Paccard wider Balmat. Ein Beitrag zur Besteigungsgeschichte des Mont Blanc. Bern 1913. (Verlag Francke.)

Adolf Markstahler: Goethe und seine Züricher Freundin Barbara Schultheß. Buchdruckerei Reuß & Itta. (Konstanzer Zeitung.) Konstanz 1913.

A. Dreyer: Schweizer Reisen deutscher Dichter in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Klubs. 48. Jahrgang. 1912/13.

F. A. Mayer: Auf Goethes Schweizer Wanderpfad im Jahre 1797. München, Allgemeine Zeitung, Beilage 1895, Nr. 224.

* Von diesem demnächst erscheinenden Buche stellte man mir die Korrekturbogen freundlichst zur Verfügung.

Goedeke: Grundriß der Literaturgeschichte. IV, 3, II, 2, Seite 238.
— Grundriß der Literaturgeschichte. IV, 3, II, 1. Abteilung, Seite 223; 2. Abteilung, Seite 136/137.
Morris: Der junge Goethe. Neue Ausgabe. Leipzig. Insel-Verlag.
K. Meuser: Goethes Reise nach dem Mont Blanc und St. Gotthard. Deutsche Alpenzeitung. München 1913. II, Nr. 21.
K. Meyer: Goethes Schweizer Reisen. Allg. Zeitung. München 1889. Beilage Nr. 95, 97, 99.
Friedrich Kammerer: Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen XVIII. Jahrhundert. Berlin 1909. Verlag S. Salvary u. Comp.
Artur Kutscher: Das Naturgefühl in Goethes Lyrik bis zur Ausgabe der Schriften 1789. Leipzig 1906. Max Hesses Verlag.
J. R. Wyß: Handatlas für Reisende in das Berner Oberland. Bern 1816.
J. H. Graf: Einige bernische Pioniere der Alpenkunde aus dem XVI.—XVIII. Jahrhundert. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Klubs. XXVI.
Osenbrüggen: Geschichte des Schweizer Reisens. (Wanderstudien in der Schweiz. 67.)
Schwarz: Die Erschließung der Gebirge bis auf Saussure. Lips. 85.
Erich Schmidt: Richardsohn, Rousseau und Goethe. Jena 1875.
Hartmann: Goethe und die Alpen. Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins. 1908.
H. E. Jenny: Alpendichtungen der deutschen Schweiz. Dissertation. Bern 1906.
Goethe und Zürich. Münchener neueste Nachrichten. 1889, Nr. 505.
L. Hirzel: Goethe-Erinnerungen aus der Schweiz. Neues Reich. 1877.
— Goethes Beziehungen zu Zürich. Neujahrsblatt. Herausgegeben von der Stadtbibliothek in Zürich. 1888.
Bodmer: Goethe und die Züricher. Illustrierte Zeitung. Leipzig 1888. 15. Dezember.
— Goethe und der Züricher See. Neue Züricher Zeitung. 1905, Nr. 298, 300, 301, 302, Sch. 106.
G. A. Müller: Goethe-Erinnerungen in Emmendingen. Leipzig-Gohlis 1909. Goethe-Jahrbuch, 1, 371.
Julie Adam: Der Natursinn in der deutschen Dichtung. 2 Bände. Wien und Leipzig 1906. (Braumüller.)
Buchtold: Goethe in Zürich. Kl. Schriften. Frauenfeld 1899.
J. V. Widmann: Zu Goethes 150. Geburtstag. Schweizerische illustrierte Zeitung. 1899. 3. Jahrgang, Nr. 14.
Falke: Goethe und das Hochgebirge. Basler Nachrichten. 1912. 356. Basler Zeitung. 1903. 1, 2, 3.
A. Wäber (Bern): Walliser Berg- und Paßnamen vor dem XIX. Jahrhundert. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Klubs. 1904/05.
— Zur Geschichte des Fremdenverkehrs im Berner Oberlande 1763—1835. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Klubs. 1903/04.
— Die Bergnamen des Berner Oberlandes vor dem XIX. Jahrhundert. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Klubs. XXVIII., 253 ff.
— Bibliographie der schweizerischen Landeskunde. Fasz. III. Landes- und Reisebeschreibungen. Bern 1899.
Louise Meyer: Die Entwicklung des Naturgefühls bei Goethe bis zur italienischen Reise. Münster i. W. 1906.
Joh. G. Sulzer: Beschreibung der Merkwürdigkeiten einzelner Orte des Schweizer Landes. 1743.
Voyage pittoresque de Genève à Milan par le Simplon. Paris 1811.
Gustav Peyer: Geschichte des Reisens in der Schweiz. Basel 1885.
K. Kotschau und Max Morris: Goethes Schweizer Reise 1775. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Band 22. 1907.
Scheuchzer: Naturgeschichte des Schweizer Landes. Neu herausgegeben von Johann Georg Sulzer. Zürich. David Geßner. 1746.
— Itinera Alpina. Bern 1708.
Jakob Hans Leu: Allgemeines Schweizerisches Lexikon. Zürich. Hans Ulrich Danzler. 1752.
— Supplement dazu. Zusammengetragen von Hans J. Holzhalb. Zürich. Im Verlage des Verfassers. 1787.
Herrliberger: Topographie der Eydgenossenschaft 1754—1758.

Hirſchfeld: Briefe, die Schweiz betreffend. Lips. 1776.
Ambſchel: Brieftaſche aus den Alpen. Zürich. 1780—1785.
Ebel: Anleitung, die Schweiz zu bereiſen. Bern 1793.
G. S. Gruner: Beſchreibung der Eisgebirge des Schweizer Landes. Bern 1760.
Haller: Erſte Alpenreiſe 1728. Ed. W. von Arx. Schweizeriſche Rundſchau. Bern 1891.
Bürkli: Gedichte über die Schweiz und die Schweizer. Bern 1793.
J. R. Gruner: Thesaurus Topographico-historicus totius ditionis Bernensis. 1729/30.
— Deliciae urbis Bernae. Zürich 1732.
W. Coxe: Sketches of the Natural, Civil and Political State of Switzerland. London 1779.
J. G. Altmann: Verſuch einer hiſtoriſchen und phyſiſchen Beſchreibung der Helvetiſchen Eisberge. Zürich 1751.
J. S. Wyttenbach: Kurze Anleitung für diejenigen, welche eine Reiſe durch einen Teil der merkwürdigſten Alpengegenden machen wollen. Bern 1777.
— Kurze Anweiſung für diejenigen, welche Reiſen durch die Schweiz unternehmen wollen. — Hiſtoriſche ꝛc. Beſchreibung des Schweizer Landes. I, Bern 1782.
J. G. Ebel: Anleitung auf die nützlichſte und genußvollſte Art in der Schweiz zu reiſen. 2 Bände. Zürich 1793.
— 2. Auflage. 4 Bände. Zürich 1804/05.
— 3. Auflage. 4 Bände. Zürich 1809/10.
Guide des voyageurs en Suisse. IIme édition. Paris et Genève 1791.
A. W. Iffland: Blick in die Schweiz. Leipzig 1793.
H. Struve: Itinéraire du Pays de Vaud etc. Berne 1794.
H. B. de Sauſſure: Voyages dans les Alpes. 4 vol. Neuchâtel, Genève 1779—1796.
Chriſtoph Meiners: Briefe über die Schweiz. 2. Auflage. 4 Bände. Berlin 1788 und 1790.
J. G. Heinzmann: Beſchreibung der Stadt und Republik Bern. 2 Bände. Bern 1794 und 1796.
R. Glutz-Blotzheim: Handbuch für Reiſende in der Schweiz. 5. Auflage. Zürich 1823.
— 6. Auflage. Zürich 1830.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	V
Briefe aus der Schweiz. Erste Abteilung. 1775	1
Dichtung und Wahrheit. Vierter Teil. Aus dem achtzehnten und neunzehnten Buch. Die Schweizer Reise 1775	11
Briefe aus der Schweiz. 1779	31
Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797	65
Briefe zur Schweizer Reise 1779	96
Literaturverzeichnis	111

Verzeichnis der Bilder.

D. J. W. Goethe. Von G. M. Kraus	Titelbild
Vevey	XXIV
Genf	6
Ansicht der Stadt Fribourg in der Schweiz. Von Oberkogler	6
Teufelsbrücke. Handzeichnung Goethes	12
Zürich	16
Zürich. Blick vom Gasthof zum Schwert auf die neue Brücke	16
Rigi. 17. Juni 1775. Handzeichnung Goethes	20
Scheideblick nach Italien vom Gotthard d. 22. Juni 1775. Handzeichnung Goethes	24
Teufelsbrücke auf dem St. Gotthard. Von Fehr	28
Bern	28
Der Genfer See und seine Umgebung im Süden. Von S. Malgo	32
Der Genfer See und seine Umgebung im Norden. Von S. Malgo	32
Solothurn, Hauptstadt des 11. Schweizer Kantons 1790	36
Lausanne. Von F. G. Lardy	36
Ansicht von Prieuré und des Tales von Chamonix. Von Jalabert	40
Großes Eisfeld im Chamonixtal. Von Wm. Pars	44
Der Wasserfall Pisse Vache im Wallis. Von Tomann	44
Ansicht der Brücke und des Schlosses von St. Maurice	48
Genf. Von Carl Hackert. 1782	48
Badeszene aus Leukerbad	50
Leukerbad mit der Gemmi im Wallis. Von Mechel	52
Sitten	56
Brieg und Naters	56
Großer Gletschereisberg aus dem Ursprung der Rhône an der Furka zu oberst in Wallis	60
Der Rheinfall bei Schaffhausen	66
Luzern mit dem Pilatus. Von Tomann	66
Urseren auf dem St. Gotthards-Weg	74
Perspektive-Ansicht des St. Gotthard. 1792	74
Hospiz am St. Gotthard	80
Bern	94
Die Petersinsel im Bieler See	94
Ansicht der Umgebung von Bern. Von J. N. Schiel. 1777	100
Meiringen im Haslital. Von J. Weibel. 1793	100
Ansicht von Lausanne. Von J. L. Aberli	104
Ansicht des Schlosses Chillon. Von Le Cœur	108
Die Stadt Fribourg mit dem Haus der Jesuiten	108

Buch- und Kunstverlag Gerlach & Wiedling, Wien.

Franz Gräffer

Alt-Wiener Miniaturen

Stimmungen und Skizzen

Herausgegeben und eingeleitet von

Eugenie Benisch-Darlang

207 Seiten — Gebunden 5 K

... Es ist das aparte Buch einer Frau, die Sammlerin und Bibliophilin ist. Altwien in der feinen Helle eines silbern schimmernden Tages, aber wie hinter einem Schleier. Die tote Stadt. Aber doch in die Farben des Wienerischen gekleidet. Lächelnd, aber kaum fühlbar. Die Poesie des Gewesenen sammelt sich um diese südlich anmutenden Dächer wie fremde ferne Vögel. Diese Stadt ist schon weit von uns. Sie türmt sich an den Ufern unseres Erinnerns, die mit jedem Atemzug immer mehr, aber kaum merkbar still zurückweichen. Das ist Gräffers Wien. In dem Buche von Eugenie Benisch-Darlang fällt gerade diese aus seelischen Erfahrungen geschöpfte Deutung, die doch alles in menschliche Beziehung stellt, angenehm auf. Vielleicht rührt man damit an dem Innersten von Gräffers Eigenart.

„Das literarische Echo."

Es ist ein anerkennenswertes Verdienst der Herausgeberin dieses Buches, den längst verschollenen Namen eines bedeutsamen Sittenschilderers und Chronisten Wiens wieder ins Licht der Gegenwart gerückt zu haben. Gräffers Erinnerungen erzählen vom Wien der josefinischen Zeit (als Kind hat er es noch gesehen) und dann später die Jahre unter Kaiser Franz. Das Buch birgt einen eigenen Reiz. Die Einleitung ist unaufdringlich und mit feinem Geschmack geschrieben. Die Herausgeberin hat viele seltene, noch nie veröffentlichte Bilder beigegeben. Die äußere Ausstattung macht der Wiener Buchkunst Ehre.

„Literarisches Zentralblatt."

... Gräffer ist ein Meister in der legendenhaften Umrahmung einer Begebenheit. Seine Spezialität sind Memoiren, Tagebücher, Briefe und Almanache gewesen. Es sind feine Bilder

aus Wiens Vergangenheit. Er ſtand mitten im geiſtigen Leben des öſterreichiſchen Vormärz. Man fühlt die Nähe von Grillparzer, Gabriel Seidl, Vogel, Anaſtaſius Grün, Caſtelli, Saphir, Alois Blumauer, L. A. Frankl u. a. Eugenie Beniſch-Darlang hat das Buch ſorgfältig herausgegeben und bearbeitet. Die Gräfferſchen Texte zeigen in Reviſion und Reſtauration fachliche Vertrautheit und jahrelangen Umgang mit Büchern und alten Manuſkripten. Tradition und eigene Familiengeſchichte ſind in dieſer mühſamen Arbeit. Wie wenn ein Sammler oder Bibliophile in ſeiner Einſamkeit über ſeine ſchweigenden Schätze ſchreibt . . .

„Neue Freie Preſſe."

. . . Von alten Häuſern redet Gräffer und von uns vertrauten berühmten Menſchen, von Stadttoren und von Rundgängen über die Baſtei, vom Wienfluß, als er noch im üblen Geruch ſtand und doch ein ſchönes Landſchaftsbild mitten durch die Stadt geleitete, von Altwiener Kaffeehäuſern und Gaſthöfen, von der Tierhetze und von Maskenbällen, vom Sipeldauer, dem witzigen Vorläufer des Hans Jörgel, und von Löſchenkohl, dem berühmten Altwiener Illuſtrator, der alle Ereigniſſe (manche, ehe daß ſie ſich begeben hatten) in farbigen Bildern feſthielt, von Mozart und Schikaneder, von Joſef Lanner und hundert andern Menſchen, die alle mehr oder weniger lebendig geblieben ſind für die Nachwelt. Franz Gräffer iſt immer ein biſſerl kritiſch und ironiſch, er frotzelt gern und lächelt oft überlegen. Aber er iſt doch immer erfüllt von dem einen Gedanken: das alles muß man ſchildern, muß man feſthalten, denn es wird eine Zeit kommen, wo es nicht mehr iſt. — Siebzehn Vollbilder aus Altwien und zahlreiche Textilluſtrationen, ſämtlich nach zeitgenöſſiſchen Vorbildern ſchmücken den munteren Text, der uns anheimelt wie ein liebes Familienbuch, in dem wir immer wieder gerne blättern, weil es ſchöne Erinnerungen weckt . . .

„Neues Wiener Tagblatt."

LG.
G599Se
133421
Author Goethe, Johann Wolfgang von
Title Mit Goethe durch die Schweiz.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU